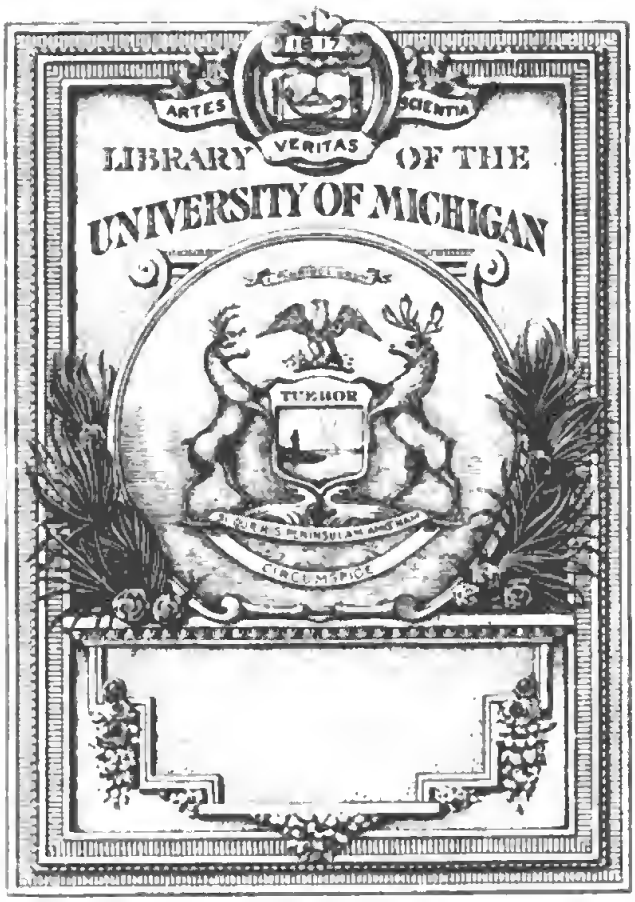
A 604999

Wilhelm Speyer

Schwermut der Jahreszeiten


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

838
S752s

Schwermut der Jahreszeiten

Erzählung

von

Wilhelm Speyer

1 9 2 2

Ernst Rowohlt Verlag / Berlin

Copyright 1922 by Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35
Roßberg'sche Buchdruckerei, Leipzig

Für Richard

Die Leidenſchaft bringt Leiden! — Wer beſchwichtigt
Beklommnes Herz, das allzuviel verloren?
Wo ſind die Stunden, überſchnell verflüchtigt?
Vergebens war das Schönſte dir erkoren!
Trüb iſt der Geiſt, verworren das Beginnen,
Die hehre Welt, wie ſchwindet ſie den Sinnen!

Trilogie der Leidenſchaft.

German
Perl
2.3.44
49573

November

1

Bin ich erwacht? Bauſcht ſich der Vorhang mit ſeinen gelben Sonnenblumen jetzt in einem milderen Winde? Hat er nicht des Nachts über meinem Herzen geflattert wie eine ſchwarze Fahne?

Siehe da, ich bin erwacht! Ich werde aufſtehen und in meinem Schlafmantel durch den Garten wandern. An allen Blumen, die November mir gelaſſen hat, werde ich fröſtelnd verweilen. Irgend etwas, das zärtlich klänge, könnte der Zurückgekehrte dann ſprechen: Dank für alles Liebe!

Doch ſchon bei der erſten aufwärts gerichteten Bewegung ſpüre ich dieſe Schwäche und bedenkliche Leichtigkeit in den Gliedern, und im Spiegel zeigt ſich mir ein Geſicht, das die Träume der Nacht verwüſtet haben. Es werden einige Stunden vergehen, bevor ſich der Ausdruck gewohnten Gleichmutes eingefunden hat, und es wird gut ſein, bis dahin kein Menſchengeſicht in der Nähe zu wiſſen.

9-1-44 A.E.

Iſt es Morgen? Erhebt ſich ein Tag, der ſeinen Regen über das Land ſchüttet, um ſpäterhin, zwiſchen den geteilten Wolken des weſtlichen Firmamentes, den matten Duft eines Abends ahnen zu laſſen? Bis dann wiederum die Nacht mit leiſem Regen anhebt, der uns in den nächſten Tag geleiten muß?

Nein, es iſt ein dunſtiger und fahler Mittag geworden! Während das Licht in der Natur mit harter Veränderung wechſelte, übte ich das Recht des Menſchen aus, den Tod für einige Stunden an ſeine Bruſt zu nehmen. Ich ſchlief, ich träumte und ich war bedeutend.

2

Ich bin durch den Garten gegangen, deſſen Pflanzen zwecklos, wie beraubt ihrer Seele, unter dem maſſiv verhängten Himmel ſtehen. Welch ein grauſames Wort dies für die Natur: November!

Der Gärtner ſchnitt die gelben und die roten Georginen. Er nahm die Stengel zwiſchen Daumen und Meſſers Schneide, und bei jedem Schnitt verblieb ein wenig Feuchtigkeit von dem Saft der Pflanze an ſeiner verhärteten Haut. Zwiſchen

seinen Lippen hingen einige Strähnen blonden Baſtes.

„Der Herr,“ ſagte der Gärtner, als er mich ſah, und er legte den Baſt auf ſeine Schulter.

„Geht es Ihnen gut?“ fragte ich.

„Es muß gehen, wie es geht. Aber die Teſtout iſt dieſes Jahr nicht gediehen.“

„Und Ihre Tochter? Was iſt aus ihr geworden?“

„Sie iſt fort.“

„Geſtorben?“ fragte ich erſchrocken.

Der Gärtner ſchüttelte den Kopf mit dem bibliſch weißen Haar.

„Dort gedeiht eine Pflanze, wo Regen und Sonne köſtlich ſind.“

Er ſammelte die Blumen von der Erde auf, legte ſie in ſeinen Arm und trug ſie davon wie der Hirt ſein Lamm.

Ich ging in den Stall. Der Schweizer ſtand in der tieriſchen Glut der Atmoſphäre mit leuchtend nackten Armen und nacktem Hals, ſinnend auf den Stiel ſeiner Gabel gelehnt. Er ſchien dem Blöken eines Rindes zu lauſchen, das, wohl ſieben Rinder von ihm entfernt, den Kopf aus der Krippe dem Beſchützer hinwandte und mit ſchwermutsvollem

Ernſt die Blicke auf ihn richtete. Ich ſcheute mich, dieſer Zwieſprache zwiſchen Menſch- und Tier ſtörend beizuwohnen, und ich trat zurück.

Ich wandte mich dem nahen Friedhof zu, der kranzförmig die Kirche umgab. Der Sturm in der vorangegangenen Nacht hatte den Efeu über den Gräbern aufgewühlt. Ich ſah die vom Stamm geriſſenen Blätter meine Schuhe bedecken oder auf dem ſchräg abfallenden Granit der geborſtenen Grabſteine liegen, und ich ſpürte einen Zuſammenhang zwiſchen dem Sturm, der ſie gepeitſcht, und der ſchwarzen Fahne, die nachts über meinem Herzen geflattert hatte. Die Namen der Toten auf den Steinen weinten in der Herbſtkälte. In den Ecken und Wölbungen der Lettern glänzten ihre Tränen. Die ſchon lange moderten, empfanden mit jedem neuen Jahr die Bitternis ſtets wechſelnder Vegetation. Mir ſchien, als liebten und erſehnten ſie nicht das Leben, die dort unten in ihren Särgen lagen, aber auch der Tod war ihnen verhaßt, dieſer Zuſtand des Moderns, der Erdaufſaugung und der Wiedergeburt zu einer Form, die ſie nicht erbeten hatten. Ich ließ ſie liegen, die auch heute mir nichts anderes zu berichten wußten, als was ich ſeit Knabenzeit ge-

wohnt war, von ihnen zu hören: daß ich dereinſt ihr Kamerad ſein werde. Die Spanne Zeit, die mich von ihnen trennte, hatte wiederum ſich verringert. Aber daß Zeit für den Menſchen ein Hinfließendes zum Tode ſei, das hatte mir in meinem Leben jeder Hahnenſchrei in der Morgenröte, jedes Atmen einer Kinderbruſt, jedes verfliegende Lächeln auf einem Menſchenangeſicht, jeder Liebeshauch eines Weibes geſagt.

An der Kirchhofstür, deren roſtiger, herbſtkalter Griff meiner Hand Mißbehagen bereitete, kehrte ich noch einmal mich um. Ein anderes iſt der ſchöngeſchmückte Betrug der Liebe auf der Erdoberfläche — Grabhügel, Kreuz, Blume und Stein — ein anderes die Zerſetzung des Verweslichen in der Tiefe.

Im Hauseingang begegnete ich meiner Wirtſchafterin. Ich legte den Zeigefinger an den Mund, eine Gebärde, die ſie mit einer gleichen beantwortete.

Dies beſagte: Stille! Keine nutzloſe und auch keine nützliche Frage! Kein Geſpräch um des Geſpräches willen! Nicht einmal Worte der Begrüßung oder der Segnung!

Stille! Stille!

Am Nachmittag begann es zu regnen. Ich ließ den breiten grünen Kachelofen in meinem Arbeitszimmer heizen. Ich beobachtete, wie meine Wirtschafterin dünnes Reisig und Papier in Brand steckte und wie sie kunstvoll im gotischen Aufbau zuerst leichte, dann immer schwerere Buchenscheite auf dem Flammengrund errichtete. Als sie die Ofentür schließen wollte, verwies ich es ihr, denn ich liebte es, die schöne Zerstörung des Feuers vor Augen zu haben.

Später begann ich ein wenig meine geognostischen Aufzeichnungen zu ordnen, die ich mir auf der tibetanischen Expedition gemacht hatte. Ich berechnete eine Arbeitsdauer von ungefähr acht Monaten für diese Verrichtung.

Gegen den Abend, nachdem ich gegessen hatte, fragte ich die Wirtschafterin:

„Was ist mit der Tochter des Gärtners geschehen?“

Die Wirtschafterin verblieb in der Mitte des Zimmers, in ihrer Lieblingsstellung: sie kehrte mir das Profil ihres Gesichtes und die Schulter zu, als sei sie gerade im Begriff, aus dem Zimmer zu eilen. Der dürftige Arm ruhte auf der aus-

gebreiteten linken Hand wie auf einem ſehr gebrechlichen Geſtell, und zwei magere Fingerſpitzen der rechten Hand berührten leicht die blaſſe, runzelige Wange. Dieſe Frau zeigte eine angeſpannte Aufmerkſamkeit und die Furcht eines Schülers, ſobald ich das Wort an ſie richtete. Hatte ſie ſich ihrer Antwort entledigt, ſo ſchienen ihre angſtvollen Augen zu fragen: Was weiter? Was wird jetzt kommen? Sie pflegte ihre flüſternden Worte mit Haſt und mit Abneigung zu ſprechen, als habe ſie den Wunſch, ſobald wie nur irgend möglich das Geſpräch mit mir zu beendigen.

„Die Tochter des Gärtners iſt in der Stadt," berichtete die Wirtſchafterin raſch. „Man ſagt, ſie iſt eine ſchlechte Perſon geworden."

„Wer ſagt, daß ſie eine ſchlechte Perſon geworden iſt?"

„Unter andern der Schweizer. Er behauptet, ſich mit ihr vergnügt zu haben."

Sie machte Anſtalten, mir den Rücken zu kehren und davonzueilen.

„Iſt der Schweizer kein vertrauenswürdiger Menſch?" fragte ich.

Die Wirtſchafterin ſprach nun faſt mehr in die Richtung der Tür als zu mir hin:

„Er tut ſeine Pflicht und ſteht niemand Rede und Antwort.“

„Und er liebt ſeine Tiere, nicht wahr? Er iſt nicht ſo roh gegen das Vieh, wie es Schweizer gewöhnlich ſind?“

„Der Stall iſt ſtets ſauber. Die Tiere erhalten rechtzeitig ihr Futter. Kalbt eine Kuh, gönnt er ſich keinen Schlaf.“

„Aber zu den Frauen iſt er ungütig und roh?“

Die Wirtſchafterin wollte jetzt fliehen. Sie ſtieß die ängſtlichen kleinen Töne eines gefangenen Tieres aus.

„Er betrügt ſie ... Man ſagt, er liebt nur die Eine, die Tochter des Gärtners — aber gerade die hat er am meiſten gequält.“

Ich ſchlug die Augen nieder.

‚Aber gerade die hat er am meiſten gequält.‘

Ein Schweigen trat ein, während deſſen die Wirtſchafterin mit einigen unbeholfenen Schritten die Mitte des Zimmers zurückzugewinnen trachtete.

„Bitte heizen Sie noch. Es iſt kalt geworden.“

Die Frau öffnete die eiſerne Tür des Ofens, die in der Angel knirſchend einen kleinen Ton gab. Im aufzuckenden Feuerſchein ſah ich einige Tränen aus

dieſen armſeligen Augen auf die Faſern des Holzes fallen.

Es war kurz nach Mitternacht, als ich eine große Abneigung dagegen verſpürte, fernerhin dieſe zahlreichen Notizen geographiſcher, geologiſcher und folkloriſtiſcher Art zu ordnen. Ich wurde ſogleich gewahr, daß dieſe Unluſt nicht der ſpäten Stunde zuzurechnen ſei, ſondern daß ein allgemeines Widerſtreben ihr zugrunde liege.

Ich öffnete einen Augenblick das Fenſter und beugte mich hinaus. Nachtſtille einer deutſchen Landſchaft! Wie anders geartet war die Stille der aſiatiſchen Hochebene, auf der ich ein Jahr lang gelebt hatte! Wie iſt Stille geſchieden von Stille! Mit welch feierlicher Gelaſſenheit breitet die deutſche Nacht ihre Ruhe über die Felder aus! Wie beängſtigte mich dagegen das Schweigen der aſiatiſchen Dunkelheit! Da war die Atmoſphäre der Grauſamkeit vom Anfang der Welt; Ahnung ſtrenger Religionen auf Bergeshöhen, die mit ihren furchtbaren, perlgeſchmückten Prieſtern den halben Erdteil beherrſcht hatten und erloſchen waren; ſagenhafte Räuberhirten auf Gebirgspäſſen, die ihren Leib mit Ziegenmilch und ihre Sprache mit hundert Worten ſättigten. Wie ſanft aber biſt

du, Erde vor meinem Fenſter! Ein wenig überfüllt zwar von dem aus der Hand der Jahrtauſende hingeſtreuten Samen, bisweilen im Dampf deiner Äcker gar zu behaglich blinzelnd und in den lauen Frühlingsnächten deiner volksliedhaften Süße dir allzuſtark bewußt, dennoch: geliebt!

Ich ſchloß das Fenſter, zum erſten Mal nach meiner Rückkehr ein wenig gerührt. Mit einem neuen Blick betrachtete ich mein Zimmer: die mir zum Schreibtiſch diente, die braune Mahagoniplatte, in der ſich das unbemalte Porzellan, Tintenfaß, Kerzenhalter und das ſich aufbäumende reiterloſe Roß ſpiegelten; den geſtrickten lilafarbenen, ein wenig verbrauchten Teppich, über ihm den runden Tiſch vor dem ſchwarzen Lederſofa, und die Bücher an den Wänden, auf den Tiſchen, auf den Stühlen, Schränken und Fenſterbrettern. Ich nahm die Lampe in die Hand und beleuchtete das Oval der Bilder meiner Mutter und meiner Schweſter, die drei Stiche von einem Gutshaus, das ich in meiner Jugend über alles geliebt hatte, den Stich der längſt zerfallenen Orangerie und den der benachbarten Stadt mit den ſchrägen winzigen Titulaturen über Kirchtürmen, Giebeln, Stadtwäldchen, Straßen und Bächen.

Ich öffnete den Schrank und entnahm ihm einige Bilder: Knabenbilder, Frauenbilder. Während ich sie betrachtete, wurde es mir recht deutlich, daß keine Wissenschaftlichkeit mich jetzt noch von den Gesichten zu trennen vermochte, die ein brennendes Leben in meinem Innern führten. Es war unnötig, die aufgezeichneten Ergebnisse dieser Reise in das Innere Asiens in einem Werk zu vereinigen. Nur eines tat not: diese unter ihren Stirnen und Brauen großäugigen Menschen, deren Bilder ich jetzt in der Hand hielt, mit einem letzten Blick zu umfassen und Abschied von ihnen zu nehmen.

Mit jeder neuen Stunde dieser Nacht spürte der Zurückgekehrte deutlicher, wie endgültig die bittersüße Zeit einsamen Alterns für ihn angebrochen und wie gering die Spanne Zeit bemessen wäre, die von den Kameraden in den Gräbern ihn noch trennte.

Wohlan! Laden wir die Gestalten, deren Füße einst über die Matten meines Daseins geschritten sind, zu einer letzten Wanderung ein! Sehen wir doch zu, ob auf der winterlichen Flur ein wenig Blumenduft verblieb!

Digitized by Google

Der Doktor

1

Der Doktor ſtand auf dem Hügel, auf dem wir unſere Abendandacht beendet hatten. Er reichte jedem von uns ſieben Abiturienten die Hand. Das Licht der niedergehenden Sonne ließ ſeinen gelben Bart auflodern, gab ſeinem Geſicht, das lächelte, etwas Elendes und Krankes, als ob es in Schmerzen brenne.

„Ich gratuliere," ſagte er.

„Danke, Herr Doktor," ſagten wir.

Als die Reihe an mich kam, ſagte er:

„Ich gratuliere." Und leiſer: „Warte auf mich."

„Ja, Herr Doktor," flüſterte ich und ich trat zur Seite.

Noch einmal ſah ich die Gefährten meiner Schuljahre, ältere und jüngere, an mir vorüberziehen. Die Mädchen in gegürtelten Kattunkleidern, die noch ſteif waren von der eben erhaltenen Sonnabendswäſche und nun einen Seifengeruch ver-

breiteten; zumeiſt mit Tüchern auf den Schultern, da die Frühlingsnacht mit einer faſt herbſtlichen Kühle ſich nahte. Die Knaben nacktfüßig; die von Spiel und Arbeit verhärteten Sohlen durch Sandalen geſchützt; in kurzen blauen oder weißen Hoſen, die oberhalb der Knie bei jeder Bewegung flatterten und dort, wie ich wußte, mit ihrem Saum an der empfindlichen Haut der Schenkel rieben; einige von ihnen in blaue oder pfeffergraue Sportjacketts gekleidet, andere in erdfarbene Capes gehüllt, deren Kapuzen, vom Winde leicht geſchwellt, faſt gewichtlos auf ihren Schultern lagen, was ihnen das Ausſehen von jungen Heiligen Vätern gab.

Die Reihe der Abiturienten, die zu beglückwünſchen waren, hatte ſich vor dem Doktor aufgelöſt. Nun trat Cyril de Malaiſé herzu, mit einem Harlekinslachen auf dem ſchwermütigen Geſicht:

„Gute Nacht, Herr Doktor," und dieſer antwortete: „Ich kondoliere."

„Danke, Herr Doktor."

Die Zunächſtſtehenden lachten hell, anerkennend, ſpottend, rieben die kalten Naſenflügel am Stoff ihres Capes, das die Abendfeuchte in ſich eingeſogen hatte, und teilten den rückwärts im ge-

dämpften Gespräch Verweilenden mit, was der Doktor gesagt hatte: Ich kondoliere! Haha!

Bald hatten die Mädchen und die Knaben ihren Gutenachtgruß vorgebracht. Ich hörte ihre unruhigen und verworrenen Gespräche, ihre gegenseitigen kleinen Anrufe in der Dämmerung, ihre Lieder, wie sie den Hügel hinuntereilten. Einige verklingende Takte der Melodie, die wir vierstimmig gesungen hatten, trafen vom Tal her an mein Ohr: — fremd in die Fremde gehn — mitten in dem Leben — deines Ernsts Gewalt — mich wundersam erheben — so wird mein Herz nicht alt.

Noch waren einige beim Doktor zurückgeblieben, die Anliegen oder Fragen an ihn hatten, dann waren wir allein. Wir folgten schweigend, im Abstand, den Vorauseilenden. Vom Haus her wehte noch einmal zurück: — wird mein Herz nicht alt.

Wir bogen auf einem Seitenweg in den Wald, an den schon belaubten Bäumen entlang, deren fröstelnde Blätter sich in einem herb-gelb anmutenden Winde kräuselten.

Der Doktor sah mich an.

„War es schwer?“ fragte er.

„Es war unwichtig, das Unwichtigste von allem!

Nie habe ich mich ſo gelangweilt wie in dieſen ſechs Examenstagen in Friedrichsaue.“

Der Doktor lächelte.

„Und die da draußen werden dir ſagen, es ſei der wichtigſte Schritt deines Lebens geweſen.“

Ich hob die Schultern.

„Die da draußen.“

„Was wirſt du jetzt tun?“ fragte der Doktor.

Ich ſah hinauf zu dem einzigen Stern, der ſchräg über den zitternden, grashalmſpitzen Baumkronen der Birken ſtand.

Der Doktor fühlte, daß ich nichts zu antworten wußte. Er folgte nachdenklich meinem ſchrägen Blick.

„Du ſollteſt zuſehen, in der nächſten Zeit nicht allein zu ſein,“ ſagte er.

Eine Stille trat ein.

„Wohin reiſt Schärtlin?“

„Schärtlin fährt über Genua nach Indien, wo er der Verbrennung einiger Witwen beizuwohnen gedenkt. Danach fährt er kurzerhand ‚um die Welt‘.“

Der Doktor lächelte nicht.

„Und Erwin Gaſt?“

„Erwin wird ſogleich damit beginnen, Frauen

zu verführen und der neuen literariſchen Richtung die Wege zu ebnen.“ Ich ahmte Erwins galliziſtiſchen Tonfall nach.

„Und Chriſtine fährt zu ihrem Vater, nicht wahr?“ fragte der Doktor mit einem Ausdruck des Leidens.

Ich zögerte zu antworten:

„Ja ... zu ihrem Vater ...“

Der Doktor ſchlug fröſtelnd den Kragen ſeines Anzugs hoch.

„Alle gehen fort,“ ſagte er.

„Sind Sie nicht froh, Herr Doktor? Ihre erſten Abiturienten, und von ſieben beſtehen ſechs das Examen und tragen die beſten Nummern nach Haus? Iſt das nicht ein Sieg für unſere Sache?“

„Ich habe euch nie für das Examen vorbereiten wollen,“ antwortete der Doktor ein wenig gereizt. „Das Examen zu beſtehen verſtand ſich für euch von ſelbſt.“

„Wie alles Moraliſche, Herr Doktor!“

Ich machte einen Sprung über eine Baumwurzel.

Der Doktor ſchwieg. Mein Spott verſtimmte ihn.

„Ich weiß, Herr Doktor, daß Sie uns für das

Leben vorbereitet haben," ſagte ich und ich blickte dabei zur Seite, denn ich ſchämte mich, etwas ſo Pathetiſches ausgeſprochen zu haben.

„Für das Leben," wiederholte der Doktor mit einer umflorten Stimme. „Ich glaube nicht mehr daran, daß man für das Leben vorbereiten kann. Das iſt eine zu unberechenbare Beſtie, die da draußen. Nun zeigt es ſich von Tag zu Tag deutlicher, wie gering das iſt, was man für ein Kind tun kann: Sorge zu tragen, daß die zehn wichtigſten Jahre ſeines Lebens gute und fröhliche Jahre waren."

„Und nichts bleibt für die Zukunft?" fragte ich ängſtlich.

„Ein wenig Erinnerung," antwortete der Doktor nach einiger Zeit leiſe. „Ein wenig Duft."

Wir ſtanden an einer Stelle des Waldes, die vom Schnee bedeckt war. Auf den glatten Blättern des alten Herbſtes lagen die blauen Schneemaſſen, die hier im Vorfrühling niedergegangen und an den ſüdlichen Hängen und auf den ſonnigen Äckern ſchneller geſchmolzen waren. Das zarte Fünfblatt einiger zu früh erblühter Schlüſſelblumen ragte über die unebene Decke des Schnees hinaus. Weiter hinten ſchimmerte Krokus zwiſchen

den Stämmen, lila mit weiß gemengt, und das Königsblau des Enzians.

Der Doktor kehrte ſich heftig um, als ſei ihm nicht beſchieden, an einem ſo ſchönen Platz träumend zu verweilen. Wir gingen denſelben Weg zurück, den wir gekommen waren.

„Ich werde morgen mit den Kindern in die Ferien fahren," ſagte der Doktor. „Wir haben einen weiten Weg. Wir wollen zu Oſtern in Rom ſein. Wir werden bis Verona die Eiſenbahn benutzen und in Italien truppweis wandern oder radfahren."

Er riß ein Blatt von einem herabhängenden Aſt. „Die beſte Erholung nach den Anſtrengungen eines Examens iſt eine Reiſe. Alſo: begleite uns! Reiſe mit uns!"

Es war da, was ich gefürchtet hatte: dieſe Aufforderung, dieſe Bitte!

„Herr Doktor," antwortete ich nach einer Weile bangen Schweigens zwiſchen uns und ich hörte, wie die Qual meine Stimme brüchig gemacht hatte, „Sie wiſſen, was ich allzu gern möchte —"

Der Doktor unterbrach mich mit Leidenſchaft:

„Nichts weiß ich! Gar nichts! Nie ſprichſt du

dich über deine Gefühle aus!“ Er ſetzte bitter hinzu: „Zu mir jedenfalls nie!“

„Sie wiſſen,“ ſagte ich faſt flehend, „daß ich Angſt davor habe, ſo allein vor die Beſtie da draußen zu treten. Sie wiſſen, wie gern ich mit Ihnen und den Kameraden — den glücklichen Kameraden, die noch kein Abiturium gemacht haben — reiſen möchte.“

Der Doktor legte ſeinen Arm erregt um meine Schultern.

„Siehſt du?“ rief er, mit Triumph in der Stimme. „Du willſt nicht hinaus! Alſo: bleibe!“

Ich lehnte mein Geſicht an die Bruſt des Mannes, an der ich oft in meinen Knabenjahren geſchlafen hatte.

„Es wäre unrecht, wenn ich mit dir ginge, Heinrich,“ flüſterte ich. „In welch eine Stellung geriete ich da! Ich wäre nicht mehr dein Schüler und ich wäre auch kein ſelbſtändiger erwachſener Menſch, denn in meinem Herzen bin ich noch ganz dein Schüler —“

Der Doktor drückte mein Geſicht an ſeine Bruſt. Ich hörte, wie ſein Herz aufwallend ſchlug. Er ſchrie faſt:

„Alſo bleibe bei mir! Hörſt du? Hier, hier

bleibe! Hier iſt dein Leben ohne Angſt! Hier iſt deine immerwährende Kindheit!“ Er ſtreichelte heftig mein Haar. „Du wirſt nach unſrer Rückkehr von der Ferienreiſe in der nächſten Univerſitätsſtadt ſtudieren! An den freien Tagen wirſt du bei mir ſein! Ich ſchicke dir das Automobil. Später wirſt du hier ein Lehrer werden, denn ich gründe für dich ein neues Heim, das du leiten ſollſt. Ich kaufe das Schloß oben im Gebirge, den Biſchofsſitz! Wir arbeiten zuſammen, ſind füreinander da: ich für dich, du für mich.“

Ich verweilte einige Augenblicke in der Umarmung, meine Stirn mit einem wehen, traumhaften Gefühl an ſein Herz gepreßt. Dann löſte ich mich ſanft aus der Umſchlingung.

„Ich würde dir ſchlecht für alles danken, was du mir getan haſt, Heinrich, wenn ich in deinen Vorſchlag einwilligte. Mut ſollte doch immer unſere erſte Tugend ſein, nicht wahr? Da würde ich einen ſchönen Mut zeigen, wenn ich das Leben auf Schleichpfaden umginge. Nein! Ich fürchte mich vor dem Leben der Erwachſenen — aber gerade deshalb will ich mitten hindurch.“ Ich zerſchnitt die Luft mit der Handfläche: „Hindurch!“ wiederholte ich, mit zuſammengepreßten Zähnen.

Der Doktor ſchien meine letzten Worte nicht mehr anzuhören. Er begann zu eilen. Auf den kürzeſten Wegen kehrten wir zurück.

„Ja, geh hindurch!“ rief er nach einer Weile zornig. „Laß dir elegante Kleider zurechtſchneidern, ſitz in den Vergnügungsſtätten der Großſtädte, halte Weiber aus, vergiß alles, was wir gewollt haben! — Aber verlange nicht,“ fügte er erbittert hinzu, „daß ich zu alledem meine Hand bieten ſoll! Bleibe hier in der Univerſität und dir ſoll von mir jede Erleichterung deines Studiums zuteil werden — nicht aber für das, was du das ‚Leben‘ nennſt.“

„Ich wünſche überhaupt keine Erleichterung von Ihnen.“

Blätter des Waldbodens wirbelten vor unſern Schritten. Der Doktor antwortete nicht mehr.

Das Haus, am Abhang des ſchräg aufſteigenden Waldes gelegen, ſtand vor unſern Augen. Unter dem großen, nun opalfarbenen Abendhimmel ſahen wir die Lampen inmitten der Zimmer zwecklos und lichtverzehrt in ihren Meſſingrundungen hängen und ihren ſpröden Schimmer durch die Fenſter ſenden.

„Gute Nacht," ſagte der Doktor, ohne mir einen Blick zu geben.

Ich ſah ihm nach, wie er einſam und eigenwillig den im rötlichen Sand geſtuften, ſteil abfallenden Weg hinabſtieg, im zwiefach erleuchteten Eingang des Hauſes einen Doppelſchatten warf und über der Treppe entſchwand.

2

Ich ſaß vor dem Haupthaus auf der grünen Bank. Eine einzige Wolke lag über dem Himmel. Sie hatte Geſtalt und Farbe einer Meerfrau, deren ſilbergrüner Fiſchſchweif die Hänge am Horizont berührte, während der Leib ſich in einer überſchwenglichen Krümmung vom Zenit des Himmels zu unſerm Haus herniederbeugte, nach dem ſie verlangend die Arme reckte.

Ich lehnte mit dem Hinterkopf gegen die Wand des Hauſes und ließ die Augen nur durch einen ſchmalen Spalt geöffnet. Ich bekümmerte mich nicht viel um das Treiben dort vor mir, um das Gelächter, den Geſang, die Rufe und Pfiffe, das Treppauf und Treppab der Kameraden, die durch den letzten Abend vor den Ferien in eine frohe Erregung verſetzt waren. Einige Nachzügler im

Glückwünſchen riefen mir vorübereilend zu: „Ich gratuliere!“ aber ich antwortete ihnen nicht, denn ich war es müde, Glückwünſche zu empfangen für eine Sache, deren Gelingen mich faſt traurig machte. Ich beneidete Cyril de Malaiſé, der prahlend einer Gruppe von Mädchen und Knaben zu berichten wußte, welch abſurde Antworten er dem Examinator in der Prüfung erteilt hatte.

Cyril erzählte in ſeinem abenteuerlichen Akzent, mit dem er Deutſch ſprach:

„Man fragt mich: ‚'aben Sie einmal etwaas von Charles dem Fünften gehört?‘ ‚Jawohl, Herr Profeſſeur. Er ſchlug die Ruſſen in einer großen Schlacht und er gelangte mit ſeinen Kriegern bis in die Türkei.‘ ‚Sollten Sie daas nicht mit Charles dem Dicken verwechſeln?‘ fragt der Profeſſeur ironiſch. ‚Jawohl, Herr Profeſſeur.‘ ‚Oder mit Charles dem Kühnen vielleicht?‘ ‚Nein, Herr Profeſſeur, mit Charles dem Kahlen.‘ ‚Mit Charles dem Kahlen?‘ fragt der Profeſſeur erſtaunt. ‚Es war alſo Charles der Kahle, der es mit Luther zu tun gehabt hat?‘ ‚Nein, Herr Profeſſeur, es war Charles Auguſte.‘ Der Profeſſeur ſchrie: ‚Wie? Es war Charles Auguſte von Weimar, der ſich mit Luther ſtritt?‘ ‚Jetzt beſinne ich mich noch

rechtzeitig, Herr Profeſſeur, es war Charles der Zwölfte!' Da fing der Profeſſeur an zu weinen. Ihm rannen die dicken Tränen in den Bart. Er war aller ſeiner Ideale beraubt worden. Il se trouvait privé de tous ses idéals."

Die Mädchen und die Knaben hielten ſich gegenſeitig an den Schultern feſt, ſie bogen ſich in den Hüften ... Cyril ließ die großen, melancholiſchen Augen in dem häßlichen Pierrotgeſicht unbeteiligt und ernſt auf ihnen ruhen und er entfernte ſich von ihnen mit einem Schwung und einer Geſte ſeines ſchmalen, hochbeinigen Körpers, eines Gascogners würdig. Nur an ſeinem Gang, ja, nur an der kleinen, vibrierenden Bewegung ſeiner Kniekehlen konnte man wahrnehmen, wie ſtolz ihn die Wirkung ſeiner Geſchichte gemacht hatte. Er ſtudierte dergleichen Dinge lange zuvor, ja, er erlebte ſie oft nur darum, um ſie ſpäterhin erzählen zu können. Ich war überzeugt, daß er dieſer Neigung einige ſeiner erſtaunlichſten Antworten während der Prüfung geopfert hatte.

Ulrich Schärtlin ließ ſich neben mir auf die Bank fallen. Er lehnte ſeinen prachtvollen maſſiven Körper, deſſen Muskulatur in Schwingungen des

Gelächters verſetzt worden war, an meine Seite und er ſchrie:

„So etwas gönnt man ſich ja nicht!“

Er hatte wieder nichts anderes angezogen als ein Hemd, eine Hoſe, ein Paar Sandalen. Im kälteſten Winter ſogar lief er, wo irgend es nur anging, nackt, halbnackt einher ... Richtig bekleidet hatte ich ihn nie geſehen. Auch hatte ich niemals bemerkt, daß er je einige Zeit in Ruhe auf ſeinem Platz verblieben wäre. Sogar in der Unterrichtsſtunde ſtürzte er zehnmal hinaus, und die Lehrer mußten es dulden, mit Blicken reſignierter Troſtloſigkeit gegen die Zimmerdecke. Stets war er irgendwo auf dem ganzen Schulgut für einige Augenblicke anweſend: beiſpielsweiſe zwölf Minuten beim Fußballſpiel, wo er alle in dieſer kurzen Zeit an Gewandtheit, Schnelligkeit und Schönheit der Bewegung übertraf; ſieben Minuten bei der Rüben- oder Kartoffelernte auf den Feldern; drei in der Villa eines Lehrers, wo er eine Vorleſung mit anhörte, ſich den Reſt hinzudachte und über das Ganze nicht unklug urteilte; und den Bruchteil einer Viertelſtunde mit dem Rad in der kleinen, drei Meilen von uns entfernten Stadt, eine Reiſe, die wir andern vorher ſorgfältig zu

beſprechen pflegten und zu der wir uns halbtaglang Zeit ließen. Von uns allen war er es ſtets geweſen, der ſich nach Automobilen, Eiſenbahnen, Luxusdampfern, Pferderennen ſehnte, ſich überall dorthin wünſchte, wo eine große Schnelligkeit und eine wechſelnde Szenerie des Lebens erzielt wurden.

„Mein Guter, biſt du traurig?“ fragte Schärtlin, ſprang auf, ſtand vor mir und zerrte mich am Arm. „Schnell! Ich muß zu Chriſtine! Komm mit! Ich habe etwas Wichtiges mit ihr zu beſprechen!“

Schärtlin hatte ſtets, im Dahinraſen zu irgendeinem Ziel, etwas Wichtiges zu beſprechen. Er hätte im Hinaufſtürmen einer Treppe das Leben ſeines Vaters verhandelt.

„Wirſt du es mir nicht hier ſagen können?“ fragte ich müde.

Schärtlin, im Gram, jetzt an dieſem Platz ausharren zu müſſen, bekam Schulterzuckungen. Verzweifelt ließ er ſich neben mir nieder.

„Alſo, du ſollſt mitkommen!“

„Mitkommen? Wohin?“

„Morgen. Im Auto. Die ‚Transſylvania‘ iſt ſeit zwei Tagen aus Hamburg ausgelaufen. Jetzt handelt es ſich darum, Chriſtine in Steinſtetten

abzuſetzen, in München einen Chimboraſſo von Sachen zu kaufen, die alten Kölner in der Pinakothek anzuſehen — ſie ſollen fabelhaft ſein — und dann Brindiſi zu gewinnen.“

„Und was ſoll ich dabei, wenn ich fragen darf?“

Schärtlin wurde von ſeiner Freude emporgeriſſen. Der Rücken ſeines Hemds bauſchte ſich im Winde. Obwohl er nun einen Buckel hatte, ſo ſah er doch herrlich aus wie Apoll. Sein gutes, ehrliches Löwengeſicht mit der klaſſiſch krauſen, blondbewachſenen Schädeldecke darüber leuchtete vor Begeiſterung.

„Mitkommen ſollſt du! Wir kaufen in München für dich ein! Siebzehn Anzüge werden in drei Tagen bei meinem Schneider angefertigt! Wir kaufen zweiundzwanzig Suit caſes und zwei kleine meſchuggene Spaniels. Du ſollſt um die Welt herum! Mein Vater lädt dich ein.“

Ich ſtand auf.

„Nach Indien?“

„Nach Indien. Nach China. Nach Aſerbaidſchan. Nach Afghaniſtan. Nach Java. Nach Bali. Nach Samoa. Nach Japan. Nach Kalifornien. Nach irgendwohin von Afrika. Auſtralien ſoll faul ſein. Fällt fort. Sag ſchnell zu. Ich muß noch Erwin

Gast die Bücher hinüberbringen. — Ja, was bist du denn für ein Mensch," schrie er plötzlich wütend, „daß du dir solch eine Landpartie solange überlegst? Wie lange soll ich denn hier noch stehen und deinen Nabel anglotzen? Bin ich der Bodhisattwa von Yünkang?"

Ich fühlte, daß ich glutrot geworden war.

„Ich danke dir ... Ich will es überlegen ..."

Schärtlin brüllte: „Ich versteh' immer überlegen! Du hättest jetzt schon deine Koffer packen können!"

Und er stürmte davon, ergriff einen kleinen Tertianer, der des Weges kam, legte ihn, als sei es ein Hündlein, quer über seine Schultern und lief zwischen den Tannenstämmen des Waldes entlang. Die schimmernde, fast nackte Gestalt mit dem vergeblich sich Wehrenden auf den Schultern erinnerte an eine heidnische Gottheit, die mit dem geraubten Knaben in grünen Waldestiefen entschwand.

Nun trat meine kleine Schwester Angelina zu mir heran. Um meine Aufmerksamkeit zu erregen, scharrte sie wie ein Ponny mit dem Fuß auf dem Boden.

„Kratzfuß!" stammelte sie mit banger Unterwürfigkeit und sie zog ihre ‚Schnute', wie wir

es als Kinder getan hatten. Da ich ihr geistesabwesend ins Gesicht starrte, fügte sie kläglich hinzu: „Bohnenblüte!“ und sie horchte auf Antwort, verhauchend und scheu wie das letzte Echo. Schließlich spielte sie, zirpend wie eine Grille, den höchsten ihrer Trümpfe aus: „Spinnweb! Senfsamen!“

Nun fing ich zu lachen an, wie ich sie da in ihrer Bühnenhaltung ängstlichster Demut vor dem Herrn der Geister stehen sah — eine Haltung, mit der sie auf der letzten Schülervorstellung viel Erfolg errungen hatte. Ich zog sie auf meine Knie.

„Ja, du Äffchen. Du Komödiantlein. — Hast du schon gratuliert?“

Angelina ahmte die Kindersprache nach: „Gratuliere, kleiner Bruder.“

„Was wirst du denn ohne mich hier anfangen?“

Angelina spielte mit meinen Händen.

„Flirten,“ flüsterte sie und sie duckte sich im Nacken, als erwarte sie Schläge.

„Was?“ fragte ich ganz entsetzt. „Was wirst du tun: flirten?“

„Mit allen Jungens flirten. Alle Mädels ärgern. Mich nach dem kleinen Bruder sehnen.“

„Geh, Angelina,“ erwiderte ich streng und ich

ſchob ſie von meinen Knien. „Du biſt fünfzehn Jahre alt und immer noch ſo kindiſch. Du ſollſt hier tüchtig arbeiten und dem Doktor helfen, wo du nur kannſt. Hörſt du?“ Ich ſtand auf. „Ihr ſeid alle gar nicht wert, hier zu bleiben,“ grollte ich. „Anſtatt glücklich zu ſein, daß ihr noch nicht erwachſen geworden ſeid wie ich, habt ihr nur die Dummheiten der Erwachſenen im Kopf!“

„Ich bin ſehr betrübt!“ rief Angelina mit mechaniſcher Trauer, nahm einen kleinen Jungen am Kragen und begann mit ihm zu tanzen, wobei ſie, mit demütig ſchiefen Blicken zu mir hin, eine kleine frivole Melodie ſummte. Ich hörte ſie jubelnd und hohnvoll rufen: „Er lernt es noch! Er lernt es noch!“ Dann ſchritt ich fort.

Mir war bange zumut geworden bei dieſem Ruf, denn er hatte wohl nicht ſo ſehr dem Tanzlernenden wie mir gegolten.

Er lernt es noch. Er lernt es noch.

3

Ich folgte langſam der Richtung des Weges, den Schärtlin eingeſchlagen hatte, ſehr in Gedanken, eine Beute widerſtrebender Empfindungen. Eine Stimme irgendwo in der Nähe ſang: — bald

werd' ich dich verlaſſen — fremd in die Fremde gehn — auf buntbewegten Gaſſen — des Lebens Schauſpiel ſehn —

Ich begegnete unſerm jungen franzöſiſchen Lehrer, der mit einem ſchnellfüßigen Mädchen um die Wette lief. Beide riefen mir zu: „Bon soir! Bon soir, Walther!“ und ſie eilten vorüber.

Ich traf Chriſtine.

Sie hatte ſich an den Stamm einer Tanne gelehnt. Mit unbewegtem Geſicht ſah ſie den Laufenden nach.

Ich blieb ſtehen.

„Du fährſt morgen mit Schärtlins Auto nach Haus?“

Chriſtine ſchien ſich nur langſam, mit einer feierlichen Verabſchiedung, von ihren Gedanken loszulöſen. Mit Mühe erinnerte ſie ſich meiner Frage.

„Ja,“ antwortete ſie aufatmend.

Eine geheimnisvolle Macht zog ihre Blicke von neuem zu den kindlich um die Wette Laufenden und darauf in die ſchräg abfallende Tiefebene, wo der maigrüne Fluß jetzt ſich anſchickte, die Nacht aufzunehmen, nachdem er zuvor ihren Anſturm mit reinen und hellen Farben abgewehrt hatte.

Ich ſchlug die Augen nieder.

„Wir verabredeten, daß wir beide noch eine Woche allein hier auf dem Gut bleiben wollten. Erinnerſt du dich?“

Chriſtine lehnte den Kopf an den Stamm der Tanne. Ich ſah, wie der Knoten ihres bienenfarbenen Haares einige Splitter von der Baumborke ablöſte, wie dieſe in Chriſtines feinem Haar über der Schläfe hängen blieben und an dem Flaum des dunkelgoldenen Nackens herniederrieſelten. Der Blick, der nicht auf meine Augen, ſondern auf meine Stirn gerichtet war, hatte einen Ausdruck rätſelvoller Entrücktheit.

„Ich erinnere mich.“

„Und?“

„Und ich hatte eben ein Ferngeſpräch mit Papa. Und Papa bittet mich, ſogleich zu kommen. Und alſo werde ich kommen.“

„Iſt etwas geſchehen, Chriſtine?“ fragte ich, ohne den Spott zu beachten.

„Und es iſt nichts geſchehen.“

„Alſo das Alte: Sehnſucht nach dir, ja?“

„Allerdings. Ja. Sehnſucht nach mir. Denk einmal.“

Eine holdmatte Trauer war über ihr Geſicht ausgebreitet.

„Biſt du deshalb traurig, Chriſtine?“

„Ich bin weder deshalb noch überhaupt traurig.“

„Du biſt alſo zufrieden, zu deinem Vater und zu deiner Schweſter zurückzukehren?“

Chriſtine kniete nieder, um ein Schaudern ihres Körpers zu verbergen. Sie knüpfte an einem Schuhriemen, der ſich gelöſt hatte. Sie ſah dabei zu mir herauf und antwortete:

„Ja. Allerdings. Denn es iſt gut, daß ich nicht noch dieſe eine Woche mit dir auf dem Schulgut bin.“

„Iſt es wirklich gut?“ fragte ich bitter.

„Ja. Es iſt gut.“

„Darf ich dir jetzt deinen Schuhriemen binden, da du ja doch zu ungeſchickt biſt?“

Chriſtine erhob ſich. Sie ſagte: „Bitte.“

Nun kniete ich nieder und machte mir an ihren Schuhen zu ſchaffen.

„Man muß nämlich einmal ein Ende machen,“ hörte ich Chriſtine über mir ſagen.

„Womit?“

„Mit dem Abſchiednehmen hier. Seit Monaten nichts als dieſe Qual, Abſchied zu nehmen.“ Chriſtine fügte entſchloſſen hinzu: „Nein!“

Ich beugte mich tiefer über ihren Fuß.

Digitized by Google

„Sieh da! Eilt es dir so damit? Und du wolltest den Idealen unsrer Kindheit treu bleiben.“

Christine packte mein Haar mit der Hand, meinen Kopf bog sie aufwärts zu ihr hin. Sie hatte jetzt einen bitteren, tragisch gequälten Ausdruck im Gesicht, wie sie mich da betrachtete.

„Arzt, hilf dir selber!“

Ich schmiegte meinen Kopf einen Augenblick zärtlich an ihre schöne Hand. Dann, während ich aufs neue mit meiner Verrichtung beschäftigt war, fragte ich über ihrem Schuh:

„Glaubst du das, Christine, daß ich mir selber zuerst werde helfen müssen? Denke daran, wie du auf eurem Schloß da oben im Gebirge unsern Idealen treu bleiben kannst! Wenn du zu einem Diener sprichst: tue das! so tut er es ... denk an das Evangelium! Und du bist Baroneß, und dein Vater ist ein reicher Mann, und es werden viele junge Leute zu euch kommen, um dir und deiner schönen Schwester den Hof zu machen — glaubst du wirklich, daß ich je im Leben so gefährdet sein könnte wie du, Christine?“

Wieder sah ich zu ihr hinauf, während sie ihrerseits mit eifrig seitwärts gesenktem Kopf herniedersah, was meine Hände an ihrem Schuh trieben.

„Ja allerdings, das glaube ich," erwiderte Chriſtine mit einer Ironie, die ihr ſchwer ankam.

„Nun gut, dann können wir uns ja gleich heute für alle Zeiten Adieu ſagen. Das Auto kommt morgen ſchon in der Frühe, da ſchlafe ich noch. Ich mag auch einmal den erſten Morgen nach dem Examen ausſchlafen."

„Biſt du nun endlich fertig mit meinem Schuh?" fragte Chriſtine zornig und ſie entzog ihren Fuß meinen Händen.

Ich wollte etwas Böſes antworten, da fühlte ich zwei Hände auf meinen Augen.

„Natürlich Tobby!" hörte ich Chriſtine ſagen.

Tobby Stafford liebte dergleichen kleinjungenshafte Überraſchungen. Aber er verlor auch inmitten der gröbſten Späße ſeine inſulare Höflichkeit nicht, wenn Mädchen, ‚ladies', in der Nähe waren.

„O verzeih, Chriſtine!" rief er erſchrocken, mit dem britiſchen Akzent, mit dem er Deutſch ſprach. „Ich habe dich wahrhaftig nicht geſehen. Übrigens: guten Abend, Chriſtine!"

„O verzeih, Tobby," antwortete Chriſtine und ſie ahmte jetzt Tobbys Sprechweiſe nach. „Ich habe dich wahrhaftig zuviel in meinem Leben geſehen. Übrigens: guten Abend, Tobby!"

Tobby wandte sich mit der ihm eigentümlichen Liebenswürdigkeit mir zu, der ich aufgestanden war.

„Also: es ist ent—zückend, daß ich dich endlich finde, Walther. Ich habe einen Funkspruch aus Terrytown, wo mein Vater sich aufhält — er bittet dich, zwei Semester mit mir in Oxford zu studieren. Ist es nicht überwältigend schön?“

Christine sah mich an.

„Es ist überwältigend,“ sagte ich und ich spielte mit Tobbys hübschem bernsteingelbem Haar. „My little lord — I thank you awfully for your kindness! Eben hat mich Schärtlins Vater eingeladen, Ulrich auf seiner Weltreise zu begleiten, und der Doktor hat mich eingeladen, mit ihm nach Rom zu fahren. Ich wußte gar nicht, daß ich so beliebt gewesen bin.“

„Das bist du wirklich gewesen, Walther!“ rief Tobby mit sachlichem Eifer und er suchte eine Bestätigung für seine Worte bei Christine. „Nicht wahr, es war erstaunlich, wie gern man ihn hier hatte?“

„Es war erstaunlich,“ bestätigte Christine trocken und zweideutig, und nun lachten wir alle drei.

„Also höre, Tobby. Ich gehe jetzt da auf mein

Häuschen zu, einhundert Schritte. Wenn mir bis dahin niemand mehr irgendeine neue Einladung überbringt, dann nehme ich deine an. Dann ſtudieren wir zwei Semeſter in Oxford."

„Gut. Abgemacht," rief Tobby mit dem angelſächſiſchen Vergnügen an dergleichen Verabredungen und er machte einen Luftſprung. „Du haſt jetzt deine einhundert Schritte. Wenn dir bis dahin niemand eine neue Einladung gebracht hat, ſo packen wir unſere Koffer für Oxford! — Oh, es iſt ent—zückend, Chriſtine!"

„Ent—zückend," beſtätigte Chriſtine mit einem etwas fahlen Lächeln um den Mund.

Ich ging. Ich zählte die Schritte. Zwanzig — dreißig — vierzig zählte ich, mit einem Druck in der Nähe der Herzgrube. Ich war bei neunzig angelangt, da kam es ganz ſchnell hinter mir hergelaufen, überholte mich, ſtellte ſich mir entgegen in den Raum, der mich von meinem Häuschen trennte — Chriſtine war es, die ihre Arme ausbreitete, den Kopf leidend und faſt wild zur Schulter hinneigte und mir zurief:

„Ich lade dich im Namen meines Vaters ein, die Ferien bei uns auf Steinſtetten zu verbringen!"

Ich griff nach Chriſtines Händen. Wieder fiel ich ihr zu Füßen. Ich fühlte, daß ich ganz blaß geworden war, blaß bis zu den Wurzeln meiner Haare.

„Ich nehme deine Einladung an, liebe — liebe Chriſtine.“

„Oh, liebe — liebe Chriſtine,“ ſagte Tobby Stafford lachend und er befreite, um ſie zu küſſen, Chriſtines Hände aus meinen. „Du haſt mich ſehr betrogen. Es iſt erſtaunlich, was du zuweilen für einen ſchlechten Charakter haſt.“

4

Das Häuschen, in dem wir Abiturienten dieſes letzte Jahr gelebt hatten, lag entfernt von den andern in einem Winkel, den zwei ſenkrecht aufeinanderſtoßende Waldränder bildeten. Nur im Winter, wenn in den Forſten geholzt wurde, kamen des Nachmittags und des Abends Schülertrupps an unſrer kleinen Villa vorbei, ſingend, die Äxte, die Sägen und die Seile auf den Schultern, an unſere Fenſter bereifte Tannenzapfen werfend und unſerer Gelehrſamkeit ſpottend, die ſich hinter dieſen Fenſtern mühte. Zuweilen auch verirrten ſich einzelne Abteilungen, die des Morgens vor

Beginn des Unterrichts ihren Lauf durch die Wälder machten, in unſere Einſamkeit. Wir traten dann gewöhnlich an die Fenſter und ſahen die nackten, dampfenden, unter der rötlichen Haut kräftig durchbluteten Oberkörper, die freigelegten Kehlen und die um den Mund herum von der Anſtrengung des langen Laufes leicht verzerrten Mienen. Wir hatten ein wenig Bedauern und ein wenig Neid, wenn wir ſie ſahen.

Im Hauseingang, der durch das faſt bis zur Erde niedergehende, mit Moos und Schilf bedeckte Dach ein ſpitzes Dreieck bildete, traf ich Dagmar — Dagmar, die hier eigentlich keine Beſchäftigung hatte, die aber wie gewöhnlich ſich in unſrer Gegend zu ſchaffen machte. Sie war ſechzehn Jahre alt, Schwedin von väterlichem, Deutſche von mütterlichem Blut. Sie hatte weder in Stockholm noch bei uns irgend etwas Nennenswertes gelernt. Sie konnte mit ihren überſchlanken, in den Knien ein ganz klein wenig nach innen gebogenen Beinen ſchneller laufen als irgend jemand auf dem Schulgut; ſie konnte die höchſten Stämme der Bäume berennen und ſie ſah dann feurig und wild wie ein antiker Krieger aus, der eine Paliſade überfliegt. Sie verſtand es auch, zuzeiten die

Nägel ihrer sehr geschmeidigen Finger zu pflegen, mit den Händen einen Kultus zu treiben und sie zu Übungen nach dem Vorbild gotischer Stile zu zwingen: dann war sie eine Heilige am Dom, auf deren wunderbar gekünstelten Fingern das Salbgefäß oder das Standbild einer Stadt ruhte.

Meine Beziehungen zu Dagmar waren anderer Art als die zu den übrigen Insassen des Gutes, dessen war ich mir bewußt geworden. Niemand konnte mich allein durch seine Erscheinung so in Zorn versetzen, wie Dagmar es tat. Ich hatte daher die Gewohnheit angenommen, sie auszuschelten, wo immer ich sie traf. Stand sie dann vor mir, die schönen Hände in einer höchst manierierten Weise auf den Röcken ausgebreitet, die Finger auseinander gespreizt und die Daumen leicht gekrümmt, den kaninchenhaft engen Blick ihrer blauen Augen mit sanftem Schielen über die vibrierende Nase gerichtet, so brachte mich die Beobachtung zur Raserei, daß ihre Demut einer Gescholtenen unecht war; daß ihr kleiner Seitenblick ein Etwas in meiner Brust richtiger wertete, als ich selber es vermochte; daß sie den Sinn dieser Szenen zwischen uns beiden auf eine geheimnis-

volle und meiner Würde abträgliche Art auszulegen befähigt war.

Als Dagmar jetzt im Hauseingang meiner ansichtig wurde, gefiel es ihr, das Erschrecken einer Taube anzudeuten, die durch den Blick des Basilisken paralysiert wird.

„Was treibst du dich eigentlich immer in unserm Wald herum?“ fragte ich sie mit scheinheiliger Wißbegierde.

Dagmar stand unbeweglich, die Augen starr über die porzellanzarten Muscheln der Nase hinweg auf meine Füße gerichtet, die Hände auf den Falten des steifen Kattunrocks höchst geziert ausgebreitet, die Finger gespreizt, so daß man die Haut zwischen ihnen schimmern sah, die Daumen auf eine aufreizend freche Art gekrümmt.

Keine Antwort.

„Hast du nicht gehört, daß es zum erstenmal geläutet hat, Dagmar? Du solltest doch wohl jetzt schon beim Auskleiden sein, nicht wahr?“

Keine Antwort, nur der sekundenschnelle, spottend-wissende Seitenblick, den ich fürchtete.

„Geh! Scher' dich fort!“ schrie ich. „Laß dich hier nicht mehr sehen!“

Dagmar wirbelte auf der Stelle hoch, als habe

eine unſichtbare Macht ihre Füße gehoben. Im Sprung noch durchſchnitt ſie mit einer kleinen Biegung der knabenſchlanken Hüften die Luft und jagte davon. Ich ſah ihr nach: ſie tanzte zwiſchen den Stämmen der Bäume wie zwiſchen den Kuliſſen eines Theaters. Sie ſpielte mir jetzt auf eine barocke Art die Flucht einer Nymphe vor, die von dem gierigen Gott des Waldes verfolgt wird. Im Gewirr der Stämme, die ſich vor meine Augen ſchoben, ſchien ſie entſchwunden zu ſein, als ihr rückwärts über die Schulter gerichteter Blick noch einmal aus der Waldesdämmerung mich traf. Mir war, als wiſſe dieſer Blick um Dinge, die ſich in manchen Nächten traumhaft vor meinen Augen gebildet hatten, wie eben jetzt die entſchwindende Geſtalt der Tänzerin zwiſchen den Stämmen der Bäume.

5

In meinem Zimmer fand ich Erwin Gaſt, am Schreibtiſch ſitzend, die Feder mit großer Haſt über das Papier führend. Mit dem Elan der Bewegung, die ihm eigen war, ſtand er auf und trat mir entgegen.

„Entſchuldige, Lieber. In meinem Zimmer iſt

ſolch eine Unordnung vom Packen, daß ich mich zu dir geflüchtet habe.“

„Laß dich nicht ſtören.“

„Geht es dir gut?“ fragte Erwin zärtlich, während er ſich abermals zu ſchreiben anſchickte.

„Vortrefflich.“

„Biſt du guter Laune?“

„In der beſten.“

„Schön. Schön.“

Ich öffnete ein Telegramm, das auf dem Tiſch lag. Es war ein Glückwunſch meiner Mutter, zugleich die Erlaubnis, um die ich gebeten hatte, die Ferien verleben zu dürfen, bei welchen Freunden immer es mir behagte.

Nach einer Stille, während derer ich mir am Bücherbrett zu ſchaffen machte, fragte Erwin, immer ſchreibend:

„Haſt du Dagmar geſehen?“

„Ja.“

„Nun?“

„Was: nun?“

„Warſt du freundlich zu ihr?“

„Ich habe ihr verboten, dieſes Haus zu betreten.“

Erwin horchte über der Schulter zu mir hin.

„Wie häßlich du zu ihr biſt! Und ſie iſt jetzt traurig.“

„Traurig? Kann ein ſo oberflächliches Geſchöpf wie dieſe Dagmar traurig ſein? ... Weshalb übrigens?“

„Weil du fortgehſt.“

„Haſt du mit ihr geſprochen?“

„Kein Wort. Aber ich beſitze genügend Menſchenkenntnis, um zu wiſſen, daß ſie dich liebt.“

Ich kniete nieder: im unterſten Fach des Regals ſuchte ich ein Buch.

„Sie ſoll ihre Schularbeiten machen und keine Dummheiten im Kopf haben.“

Erwin ſchrieb von neuem. „Hm. Dummheiten,“ ſagte er ſkeptiſch.

Nach einer Stille: „Mir ſcheint, dieſe Dummheiten ſind das Eigentliche unſers Lebens hier geweſen. Ich hätte es nicht ſo lange ausgehalten, wenn ich nicht von Tertia bis Oberprima in dich verliebt geweſen wäre.“

„Einſchließlich Oberprima?“ fragte ich.

„Einſchließlich,“ erwiderte Erwin mit Nachdruck, und wir lachten.

Ich nahm mein Buch, öffnete das Fenſter, ſetzte mich auf die Bank und begann zu leſen.

„Was ſchreibſt du eigentlich?“ fragte ich.

„An die Redaktion des ‚Orkan‘! — Ah, man muß dieſen Orkan ein wenig ſchärfer anblaſen!“ rief er plötzlich aus, mit der ihm eigentümlichen galliziſtiſchen Art, in der er zuweilen ſprach. „Ich biete ihnen meine Mitarbeiterſchaft an. Ich lege mein Programm vor, mein Manifeſt.“ Er hielt inne. „Wie ſagt man doch?“ fragte er ſich und zugleich antwortete er: „Das iſt das Wort!“ Er ſchrieb es nieder und ſtrich es ſogleich aus. „Nein, dieſes iſt es!“ Und plötzlich, nachdem er auch dieſes neue Wort durchgeſtrichen hatte: „Es iſt dieſes!“ rief er begeiſtert. „Nur dieſes kann es ſein! Kein anderes!“ und er ſchrieb das dritte über das zweite. Es war nun eine kleine artige Zeichnung auf dem Papier entſtanden, ein chineſiſcher Turm von Worten.

Ich verzog den Mund und begann zu leſen. Aber Erwins Art zu ſchreiben intereſſierte mich, ich beobachtete einige Zeit den Lauf ſeiner unermüdlichen Feder.

Erwin Gaſt hatte ſich bereits mit ſechzehn Jahren bei der königlichen Behörde zum Abiturientenexamen gemeldet. Man hatte es abgelehnt, ihn vor Ablauf zweier Jahre zur Prüfung zuzulaſſen.

Daraufhin begann er die Unterrichtsſtunden zu verſäumen oder in ihnen Bücher ſeines Geſchmacks zu leſen. Die Lehrer ließen ihn gewähren, den Grundſätzen der Anſtalt getreu. Man wußte, daß er den Lehrſtoff beherrſchte. Man befreite ihn ſchließlich von der Verpflichtung, den Unterrichtsſtunden beizuwohnen, man appellierte an ſeine Einſicht.

Die Natur ſchien große Dinge mit ihm zu planen: ſie hatte ihn mit einer außergewöhnlichen körperlichen und geiſtigen Frühreife beſchenkt. Als vierzehnjähriger Knabe veröffentlichte er in literariſchen Zeitſchriften die erſten Gedichte, die erſten Aufſätze, und der Fünfzehnjährige war im Geſicht, auf der breiten, ſtolzgewölbten Bruſt, an den kräftigen, ſchlank in die Höhe ſtrebenden Beinen behaart wie ein junger Waldgott. Er war immer in Oppoſition zum Doktor und zu denjenigen Kameraden, denen die Beſtrebungen des Doktors ein Heiligtum waren, das jetzt ſowohl wie im zukünftigen Leben gehütet werden mußte. Alſo ſtand Erwin auch im Gegenſatz zu Chriſtine, deren Weſen er mit einem Unterton von Ehrerbietung zu ironiſieren liebte. Er bekümmerte ſich nicht um die Grundſätze, nach denen wir lebten, die unſere Ideale waren: als Fünfzehnjähriger nahm er

Frauen, wo immer er ſie fand — in der benachbarten Stadt, während der Ferien in der Heimat, bei uns auf dem Gutshof, auf den Feldern und im Haus, wo die Dienſtmägde aus der bäuriſchen Umgebung, tagsüber von Knabennacktheit umgeben, mit einer Erregung ohne Pauſen und mit ſüßlichem Lächeln, wenn ſie unſrer anſichtig wurden, ihren Verrichtungen nachgingen. Erwin nahm die Frauen mit einer herriſchen und zärtlichen Attitüde, und ſie gaben ſich ihm in einer Empfindung hin, die Verblüffung und Wolluſt war. Nachdem er genoſſen hatte, verdoppelte er ſeine Zärtlichkeit und ſeine Zartheit. Ohne ſie je wieder zu begehren, blieb er ihr Kamerad, ihr Freund — wenn ſie es wünſchten: ihr Geliebter, mit ſanfter Beſchwichtigung ihrer leidenſchaftlichen Aufwallungen. Er hatte als Sechzehnjähriger in ſeiner Heimatſtadt eine Beziehung zu einer ſehr ſchönen Dame unterhalten, deren Bild er als einziges in ſeinem Zimmer zu ſtehen hatte. Das letzte der Kinder, die ſie ihrem Mann geboren hatte, entſtammte dieſer Beziehung zu Erwin. Er ſprach mit Ehrerbietung von ihr, mit Gleichgültigkeit von dem Kinde. Auf einer jener Ferienreiſen, die der Doktor zu Rad, in Begleitung einer Anzahl von

Schülern zu unternehmen pflegte, hatte Erwin Paris kennengelernt. Tagelang hatte er sich auf dem Montmartre oder auf der Rue de la Gaieté des Montparnasse herumgetrieben, wo er sich in die Brasserien, Künstlerkneipen, Varietees und Cafés schlich, den dort Versammelten zusah, ihre Gesten, ihren Akzent, ihre Not und ihre Exaltationen studierte. Seit diesen Tagen liebte er Paris, Frankreich, französisches Wesen, französische Sprache. Er bedauerte zuweilen, als Deutscher geboren zu sein. Heine wurde sein Idol. Er ahmte seinen Stil, seine Kleidung nach.

Mit achtzehn Jahren jedoch hatte Erwin Gast ganz sich selbst gefunden. Seine elegante Gestalt, die stolze Haltung des Körpers, die sich trotz großer Höflichkeit im Verkehr mit Menschen niemals verlor, das sehr blasse Gesicht mit grünen Augen und erstaunlich hohen und starken Brauen, die etwas fleischige Nase, die einen Ansatz von Üppigkeit hatte, wie auch das Kinn, die sehr nervösen, langgliedrigen und merkwürdig unmodern anmutenden Hände — als seien sie das Werk eines alten spanischen Malers — dies alles gab ihm den Aspekt eines jungen Jesuiten, wenn man von diesem Begriff alle Falschheit und Hinterlist ab-

zieht, die man gemeinhin mit ihm zu verbinden pflegt.

Erwin hatte seine Arbeit beendigt. Er ließ sich neben mir auf dem Fensterbrett nieder. Mein Buch nahm er mir mit der ihm eigentümlichen Sanftheit eines kundigen Arztes aus der Hand.

„Höre. Wir müssen miteinander sprechen. Ich sehe gewisse Einflüsse am Werk, die darauf ausgehen, dich hier zu behalten. Du sollst, so wollen es diese Einflüsse, dein Lebtag das bleiben, was du jetzt bist: ein romantisches Kind. Ich warne dich vor ihnen. Sobald es sich bei der Geburt erwiesen hat, daß man dem zeugenden Geschlecht angehörig auf die Welt kam, ist man ohne Zweifel dazu bestimmt worden, später einmal irgendwann ein Mann zu werden. Das aber heißt, in die Sprache meines Gehirns übersetzt: daß man zu einem bestimmten Zeitpunkt mit den süßen Gewohnheiten der Kindheit aufhört. Zu diesen zähle ich eine unmäßige und unschickliche Begeisterung für Naturschönheiten, die Götzenanbetung der geschlechtlichen Keuschheit, die alkoholische und nikotinöse Enthaltsamkeit, den Enthusiasmus für körperliche Abhärtung, sublime Päderastie und kurze Sporthosen. An Stelle dieser Idole empfehle ich:

die Naturſchönheit eines café chantant in einer Großſtadt, beſonders zu den Stunden gegen den Morgen hin, wann der Tabaksrauch, der Geruch hochprozentiger alkoholiſcher Getränke und die parfümierten Ausdünſtungen aus den Achſelhöhlen der Dirnen die Gehirne der Menſchen hellſichtig und wiſſend machen — eine Atmoſphäre, die mehr zu lieben und zu denken gibt als dein Morgennebel am Fels und deine abendüberſchatteten Vorfrühlingsfelder.“

Erwins Geſicht nahm einen grübleriſchen und etwas zerſtreuten Ausdruck an, bis er ſeinen zärtlichen und faſt kindlich guten Blick von neuem auf meine Stirn richtete.

„Wie dir vielleicht bekannt, iſt die Univerſität Paris eine ſolche mit cafés chantants von der Vorſehung beſchenkte Großſtadt. Sie liegt kaum zwei Längengrade weſtlich von hier entfernt, in einem temperierten Klima, bequem mit dem Schnellzug zu erreichen. Dort gibt es eine im dreizehnten Jahrhundert, alſo längſt vor den Zeiten des unzüchtigen Rabelais begründete Univerſität, welche den Namen der Sorbonne trägt. An dieſer, ſo ſchlage ich vor, werden wir beide gemeinſam unſer Studium beginnen. Wir ſind nicht reich,

aber wir werden mit unſern zweitauſendvierhundert Mark Rente im Jahr, das gibt faſt dreitauſend Franks in der gottgeſegneten Währung unſers Erbfeindes, ſo gut leben wie irgendein Student. Da du die Angewohnheit haſt, mich nach zwanzig Minuten unſers Beiſammenſeins nicht mehr ausſtehen zu können, wobei du mich freilich nach einer halbſtündigen Trennung ebenſo leidenſchaftlich wieder zu ſuchen pflegſt, ſo ſchlage ich dir vor, daß wir auf dem Montparnaſſe nicht in demſelben Zimmer, nicht in demſelben Haus, aber möglichſt benachbart wohnen werden, damit du bequem deiner Neigung frönen kannſt, meine Geſellſchaft je nach den Umſtänden abſtoßend oder anziehend zu finden.“

Erwin ſprang von der Fenſterbank herab, zündete ſich eine Zigarette an, lehnte ſich an die Manſardenwand und begann ein leidenſchaftliches Selbſtgeſpräch zur Decke hinauf zu führen.

„Was mich anbetrifft, ſo wird es nötig ſein, daß man alsbald ſeine Rente verbeſſert. Ich muß mit zweiundzwanzig Jahren eine Rente von ſechstauſend Franks, mit dreißig eine ſolche von dreißigtauſend haben, und ſchließlich wird es ſich empfehlen, daß die Rente jedesmal doppelt oder drei-

fach ſo viel tauſend Franks oder Mark beträgt, wie man Lebensjahre zählt. Vermutlich werde ich in den erſten Zeiten gezwungen ſein, einige Schulden zu machen. Im übrigen wird es ſich nur darum handeln, über ein paar gutſitzende Anzüge und etwas zarte Wäſche, möglichſt aus Zephir, zu verfügen. Man muß den Frauen, beſonders denen aus den höheren Bürgerkreiſen, in ihren Anſprüchen auf die Eleganz des Mannes entgegenkommen, denn es bedeutet eine übermäßige Inanſpruchnahme der Geſchlechtskraft, wenn man dieſe Anſprüche ignoriert. Warum eine Sache, wie die Liebe einer Frau, durch verdoppelte Anſtrengung zu erreichen ſuchen, was ein wohlgeſchnittener Frack mühelos für ſeinen Träger bewirken würde? Doch wird man ſich vor Dandyismus hüten, der eine Angelegenheit für leere Köpfe iſt. Übrigens hat man keinerlei Anlagen dazu. Man iſt gottlob sansculotte genug, feſtſtellen zu können, daß Kleider nur als Mittel zu einem Zweck und zwar zu einem erotiſchen, nicht aber um ihrer ſelbſt willen vorhanden ſind. Was die Frauen anbelangt, ſo werde ich in den erſten Jahren ſolche bevorzugen, die nichts oder wenig koſten. Buketts werden grundſätzlich nicht verab-

reicht werden. Blumen ſind mir ohnedies odios, es ſeien denn künſtliche Palmen oder andere Pflanzen aus Papiermaché, wie man ſie bisweilen auf den roten Plüſchteppichen der großen Tanzkaſinos findet. Im übrigen wird man arbeiten, arbeiten, arbeiten! Man wird es ſich nicht leicht ſein laſſen — o nein! Man wird zwar einen Lebenswandel führen, gewiß: das Leben wird ſich in jedem Augenblick wandeln, Not wird der Wohlhabenheit, Überfluß der Not folgen, aber alles wird auf des Fingernagels Spitze vor ſich gehen, Man wird wie ein Prinz und wie ein maquereau, aber man wird zu jedem Augenblick mit der äußerſten Hingabe ſeines Weſens ſich ſelbſt leben — ſich ſelbſt — soi même! — Nun, du ſagſt nichts?“

„Du ſagſt genug.“

„Schön. Schön. Deine Antwort? — Alſo iſt es abgemacht, nicht wahr? Wir werden morgen früh mit dem Wagen nach Friedrichsaue fahren, gegen Mitternacht ſind wir in Karlsruhe — von dort iſt es über Straßburg—Avricourt ein Katzenſprung bis nach Paris. — O Lieber, es wird herrlich werden!“

Erwin umarmte mich und war, wie immer in ſolchen Augenblicken, blaß geworden.

„Welch ein Glück!“ rief er aus, „das Studium und das Leben mit einem Freunde gemeinſam zu beginnen!“ Er beugte ſich über meine Knie hinweg aus dem Fenſter. „Ach! Ach! Was für ein zarter, was für ein holder Abend! Der letzte, der endgültig letzte! Abend-Schäfchen-Wolken über den grünen Ufern dieſes Fluſſes, und dieſer Duft über ſprießenden Feldern!“

„Es iſt gewiß der parfümierte aus den Achſelhöhlen der Dryaden, weil er dir ſo gefällt.“

Erwin lachte, ſeinen ‚éclat de rire‘, ſein dröhnendes gutes Lachen, mit zurückgebogenem Kopf, die Kehle zeigend. Er war nicht böſe, wenn man ihn zuweilen auf Widerſprüchen ertappte.

„Du machſt Beobachtungen! Bravo! Esprit gaulois, Frankreich wartet auf dich!“

Er umarmte mich aufs neue, wir lachten uns an, Geſicht an Geſicht, ſo nahe, daß jeder im andern nur noch den Einäugigen ſah. Es war das eine, das lachende Auge des Philoſophen, das wir ſahen. Das weinende wurden wir noch nicht gewahr, aber ein Schatten ſeiner Wimper überflog uns ſogleich.

„Höre, Erwin — ich bin noch nicht gewiß, was aus mir werden wird. Aber ich weiß, daß ich nicht

nach Paris komme, überhaupt nicht ins Ausland gehen werde.“

Erwin war bleich geworden über dieſer Antwort. Er ſah ſtarr zum Fenſter hinaus, er ſchien angeſtrengt über irgend etwas nachzudenken.

„Nun gut, mein Junge,“ rief er plötzlich, ſchon von der Türe her. „Wandle dein Leben lang unter Chriſtines und deines Doktors Sternen! Mich zieht es zu andern planetaren Syſtemen!“

Und im Zorn verließ er mein Zimmer.

6

Ich lag unter dem offenen Fenſter auf meinem Ruhebett und las. Zuweilen durchkreuzten die Schatten von Nachtvögeln meine Seiten.

Es klopfte an der Tür. Es war der Pförtner des Haupthauſes, der mich im Namen des Doktors aufforderte, zum Tee hinüberzukommen. Ich machte mich auf und ſchritt den matt von Sternen erhellten Waldweg hinab, über dem die aufgeſcheuchten Vögel unruhig hin und her flatterten, um ſich von neuem auf die Baumkronen herniederzulaſſen, ſobald mein Schritt verklungen wäre.

Ich ging, die Tertia in ihrem Schlafzimmer zu beſuchen, deren Präfekt ich einige Jahre lang ge-

weſen war. Sie kehrten morgen zu ihren Eltern zurück in ihre Heimat oder ſie ſchloſſen ſich der Romreiſe des Doktors an. Ich würde keine Gelegenheit mehr haben, von ihnen Abſchied zu nehmen.

Ich durchquerte die kleinen türloſen Zimmer, in denen ſie jeweils zu dritt oder zu viert ſchliefen, ſanft belichtet von dem durch die weitgeöffneten Fenſter dringenden Schein einiger Sterne. Einer von ihnen, den meine Schritte aufgeweckt hatten, ſtreckte mit einer innig gerundeten Bewegung ſeinen Arm nach der Richtung aus, in der ich ſtand, taſtete mit der Hand, ſuchend in der dunklen Luft, nach meiner Hand und ſchlief ein, ehe er ſie noch erreicht hatte. Ein anderer winkte mich ungeſtüm zu ſich heran. Er flüſterte:

„Ich darf mitfahren.“

„Nach Rom?“

Er nickte; er ſchluckte vor Freude. „Jawohl! Nach Rom!“

„Schlafe und leb wohl!“

„Ja, auch du,“ ſagte er, ſich erinnernd, daß er mich ſpäter hier nicht mehr finden werde. Er umſchlang meinen Hals mit ſeinen ſchmalen Armen: „Leb recht, recht wohl!“ Er ſank zurück, er ſchlief.

Während ich so durch die Zimmer ging, dachte ich an das Schicksal. Wird der eine dereinst ein böses Weib haben und werden sie sich im Alter ankeifen wie kraft- und zahnlose Hunde? Wird der andere bei der Explosion einer Fabrik zerschmettert werden oder in einer Lehmgrube ersticken? Und dieser hier, wird er bedeutend sein, wie er es sich erträumt? Ich beugte mich zu dem Schlafenden hinab, der ich wachend über ihm schwebte wie Homunkulus über der Gestalt des schlafenden Faust: ‚Bedeutend!'

Auf der Schwelle blieb ich stehen und horchte noch einmal auf die Atemzüge, die kleinen Rufe aus dem Schlaf, von denen die Zimmer erfüllt waren. ‚Wir werden lieben und wir werden leiden, wir werden alt und wir werden stumpf werden, die einen früh, die andern spät, auf der Stirne eines unter ihnen oder zweier wird bis zum letzten Atemzug das schöne Feuer der Jugend lodern — dennoch, wie wir auch sein mögen, wir sind insgesamt in diesem Raum der Welt notwendig, die ohne uns nicht mehr gedacht werden kann.'

Ich beugte mich über das Bett dessen, den ich unter ihnen am meisten geliebt hatte, berührte mit den Lippen seine Stirn, seine Augen, seinen schlaf-

Digitized by Google

warmen Mund und trat dann mit geblendeten Augen auf den erleuchteten Korridor zurück.

7

Das Zimmer des Doktors war so geräumig, daß sich leicht einzelne Gruppen der Unterhaltenden bilden konnten. Der Doktor lag auf seiner Chaiselongue, die Beine unter der Kamelhaardecke. Ihm zu Füßen saß Christine, sehr gerade, die Hände auf dem Schoß, ein wenig lächelnd in dem Gespräch, das sie mit dem Doktor führte, wobei sie den Kopf über die Schulter richtete.

Ich warf einen flüchtigen Blick auf das Gesicht des Doktors. Die Art, wie er den Arm nach mir ausstreckte, bedeutete: Versöhnung!

Christine sagte irgend etwas Spöttisches zur Begrüßung, wie: „Guten Abend, hoher Herr," wobei sie lächelnd den Doktor anblickte, wie man im geheimen Einverständnis der Erwachsenen über ein Kind lächelt.

Ich hatte die Empfindung, daß beide vor meinem Eintritt in das Zimmer über mich gesprochen hatten und daß ihr Gespräch nicht abgeschlossen war.

Tobby Stafford lag auf der Erde und wendete

langsam die Blätter einer großen Mappe um, über die sich Ulrich Schärtlin und Erwin Gast beugten, diese mit wechselseitig um die Hüften geschlungenen Armen. Es waren die Reproduktionen alter deutscher Holzschnitte, die sie betrachteten.

Ergriffen flüsterte Schärtlin irgend etwas, das Bewunderung ausdrücken sollte.

„Sind sie nicht herrlich?“ rief Tobby Stafford mit der Freude des Entdeckers.

„Unsagbar langweilig,“ erklärte Erwin Gast gähnend, und alle drei begannen zu lachen. Auch Christine, die Erwins Antwort gehört hatte, lachte nun.

„Was gibt es?“ fragte der Doktor.

„Erwin findet die Holzschnitte unsagbar langweilig,“ erklärte ihm Christine.

Der Doktor rief durch das Zimmer:

„Erwin findet alles unsagbar langweilig, was nicht französische Politik, französisches Theater oder französische Dichtkunst ist!“

„C'est ça, monsieur le docteur, c'est ça!“ antwortete Erwin in seinem harten Pariser Akzent.

Nun lachten alle im Zimmer, und es trat im Augenblick ein Stimmengewirr ein.

In dem Schreibtischstuhl des Doktors saß Cyril

de Malaiſé und ſah zu Gerhart Herfurth hinauf, mit dem er eifrig und geſtikulierend das unterbrochene Geſpräch fortſetzte.

„Ah! Clémenceau iſt nicht das, was ihr Deutſchen einen Journaliſten nennt. Clémenceau iſt—“

Ich trat herzu.

„Vermutlich etwas ähnlich Unbegabtes wie Napoleon, herzensguter Kerl, aber dumm — dumm!“ Wir lachten, und ich verbeugte mich vor Herfurth: „Guten Abend, durchlauchtigſter Prinz.“

Aber Herfurth antwortete jetzt Cyril ſehr ſchnell etwas auf engliſch und er reichte mir mit abgewandtem Geſicht die nervös geſtreckte braune Hand. Später nickte er mir freundlich zu.

Bruno Schumacher war der letzte, der zu begrüßen war. Er ſtand vor den Bücherreihen der Bibliothek und las mit ſchrägem Kopf die Titel von den Rücken ab. Er war der Sohn einer Fabrikarbeiterin, dem der Doktor aus irgendwelchen Gründen eine Freiſtelle eingeräumt hatte. Sein Weſen war uns fremd. Wir waren niemals unfreundlich zu ihm geweſen, wir hatten zahlreiche Verſuche gemacht, ihn angenehm zu finden, aber er blieb uns ſonderbar, er befremdete uns.

Als ich ihn begrüßte, drehte er ſich mit einer etwas böswilligen Überraſchtheit um.

Da ich nicht wußte, welcher der Gruppen im Zimmer ich mich anſchließen ſollte, ſo blieb ich am Tiſch in der Mitte ſtehen und ich begann im Aufſatzheft eines Sekundaners zu blättern.

Der Pförtner brachte Tee und auf Blechſcheiben heiße Pflaumenkuchen, auf denen der reichgeſtreute Zucker dahinſchmolz.

„Das iſt eine letzte Anſpielung auf meinen hier jahrelang geübten Appetit, Herr Doktor," erklärte Ulrich Schärtlin, ging quer durch das Zimmer auf Bruno Schumacher zu, klopfte ihm wohlwollend auf den Arm, ſagte: „Komm, mein Guter, du ſollſt jetzt etwas zu eſſen bekommen," wandte ſich ſogleich an Gerhart Herfurth mit der Frage: „Auf unſerer Schiffsliſte gibt es eine Herzogin Coi — iſt das deine Tante Coi?" worauf er, ohne eine Antwort abzuwarten, mich über die Möglichkeit interpellierte, ob man wohl im Automobil in einem Tag von München bis Verona käme.

Inzwiſchen hatte ſich der Doktor mit einem etwas feierlichen Geſicht am Teetiſch niedergelaſſen. Die Geſpräche verſtummten, wir alle folgten ſeinem

Beiſpiel, und in unſern Geſichtern ſpiegelte ſich die Empfindung des Unbehagens, die irgendwelchen Anſprachen vorauszugehen pflegt. Chriſtine goß Tee-Eſſenz und dampfendes Waſſer in die Taſſen, bot Zucker und Kuchen an. Man beantwortete ihre kleinen Fragen mit einem: „Danke, Chriſtine“ oder man ſagte „Bitte, ja“ oder „Danke, nein.“ Allmählich war alles im Zimmer verſtummt. Erwin Gaſt ſtarrte in ſeinen Tee, die Augenbrauen gewaltig hochgezogen; ſein ganzer Organismus ſchien mit Widerſtänden gegen die Situation geladen zu ſein, aber er unterbrach die Stille nicht mit irgendeinem Wort im Stil des Abbé Galiani, wie er es ſonſt getan hätte, denn Chriſtine war zugegen und in ihrer Gegenwart pflegte er ſchweigſam zu ſein. Gerhart Herfurth blickte dem Doktor mit Liebe ins Geſicht und mit Ehrerbietung wartete er auf das erſte Wort aus ſeinem Mund. Mit einem ähnlichen Ausdruck der Liebe, nur unruhiger als Herfurth, ſtudierte Schärtlin in den Zügen des Doktors, zog einen Bleiſtift aus der Taſche und begann das Profil auf die leinene Tiſchdecke zu zeichnen. Tobby Stafford hatte die Augen betreten geſenkt, er ſchien vor dem Ausbruch eines Lachanfalls zu ſtehen, als er, zur

Seite ſchielend, den hochgetürmten Kuchenteller ſeines Nachbarn, Bruno Schumachers, gewahrte. Cyril, der zu Schumachers Rechten ſaß, beluſtigte ſich damit, den Teller ſeines Nachbarn nach der lüſternen Art eines alten Herrn aus der ‚Vie Pariſienne‘ zu muſtern, das eine Auge zyniſch zur Seite verdreht, das andere mit hundert Fältchen zuſammengekniffen, wobei die Ohren der Karikatur, die er entwarf, fauniſch zugeſpitzt wirkten. Chriſtine blickte unbefangen, heiter und aufmerkſam um ſich.

Der Hunger und der Durſt waren faſt geſtillt, als der Doktor zu ſprechen begann.

„Es iſt eine ſchwere Stunde für mich, in der ich von euch Abſchied nehme. Als ihr neun oder zehn Jahre alt wart, ſeid ihr zu mir gekommen, da hatte ich dieſen kleinen pädagogiſchen Staat gegründet. Ihr habt gearbeitet an meinem Werk wie die erſten Koloniſatoren an dem Aufbau eines Staates, und nun werden die Patres den alten König verlaſſen.“

Der Doktor ſah mit geſenkten Lidern vor ſich nieder, die Hände ineinandergefaltet, als er zu ſprechen fortfuhr:

„Wie Luther könnte ich von mir ſagen: Ich bin

eines Bergmanns Sohn geweſen, wie auch mein Vater eines Bergmanns Sohn war. Auch ich fand wie Luther einen Gönner, der ſchickte mich aufs Gymnaſium, wo ich viel erlitten habe, und ſpäter auf die Univerſität. Als junger Student bekam ich ein Stipendium zu einer Reiſe nach Amerika. Dort habe ich einige Monate ein neues Erziehungsſyſtem ſtudiert. Später war ich in demſelben Inſtitut, an der Küſte des Atlantiſchen Ozeans, der deutſche Lehrer für die amerikaniſchen Knaben, und in dieſen Jahren habe ich mein Herz mit gewiſſen Idealen erfüllt. Ich ſah unſere Jugend in den großen Städten faſt verderben unter einem Schuljoch und manche auch unter dem Joch der Eltern. Ich überredete einige Eltern, mir ihre Kinder anzuvertrauen. Ich machte zur Bedingung, daß ich ſie ohne Unterbrechung zwei Jahre lang behalten könnte, nicht einmal während der Ferien, ihr erinnert euch, durftet ihr damals in die Heimat zurück! Ich wollte nicht, daß während der Vakanz alles zunichte gemacht ſein würde, was inzwiſchen vielleicht erreicht worden wäre. Handelte es ſich doch hauptſächlich darum, euch Kinder der fluchbeladenen Atmoſphäre unſers neuen Bürgertums zu entziehen, das dem Geld, der geſellſchaftlichen

Auszeichnung und einer trüb fließenden Sinnlichkeit huldigte. Was wir erstrebten, das rufe ich euch heute nicht mehr ins Gedächtnis zurück, denn wißt ihr es heute nicht, so werdet ihr es nie wissen. Über unsrer Tür steht der Spruch: Mens sana in corpore sano! Mit Rührung denke ich daran, wie ihr mir in den ersten Jahren hier auf dem Lande gefolgt seid, wie ihr die ersten unbeholfenen Schreibtische und Bänke selber zimmertet, die ersten Türschwellen legtet, die ersten Schollen umgrubet, die ersten Rosensträucher setztet, den ersten Acker pflügtet! Wie ihr zum erstenmal am Sonntagmorgen auf unsern kleinen Hügeln beten und singen lerntet, wie begierig ihr alle in den Unterrichtsstunden auf das horchtet, was meine Kameraden und ich euch vorgetragen haben. Ich sehe mich um, ich sehe in eure Gesichter, die nun fast die Gesichter von Männern geworden sind — und nur dein schönes Gesicht, Christine, ist Trost, das in herber Holdheit und fast mütterlicher Reife mir entgegenleuchtet. Meine Kinder, in dieser Abschiedsstunde will ich euch bekennen, daß mein Werk vergeblich gewesen ist."

Der Doktor preßte die Hände enger zusammen. Verzweiflung malte sich auf seinem Gesicht, das,

wie am Abend auf dem Hügel, krank und elend erſchien.

Am Tiſch war eine Unruhe entſtanden. Mit Ausnahme von Erwin Gaſt wollten alle gegen die letzten Worte des Doktors zärtlichen Einſpruch erheben, aber ſonderbarerweiſe war niemand von ihnen fähig, dies zu tun, denn es war, als fühlten ſie alle im Grunde ihrer Seele den Eishauch der Wahrheit, der ſie getroffen hatte. Gerade Erwin aber war es, der ein Wort der Höflichkeit fand. Er räuſperte ſich und ſagte:

„Sollten Sie uns da nicht zu ſkeptiſch beurteilen, Herr Doktor?“

„Nein, Erwin,“ erwiderte der Doktor ohne ein Lächeln, „da beurteile ich euch nicht zu ſkeptiſch. Glaube mir und laß uns heute nicht diskutieren. Nicht ihr ſeid es, die hier zur Beurteilung ſteht, ſondern das Leben ſelbſt iſt es, dieſes Leben, das jetzt von euch Beſitz ergreifen wird. Denn — laßt mich von Chriſtine hierbei abſehen — ich bemerke es in euren Mienen, wie ihr nur auf dieſes Leben der großen Städte, der Abenteuer, des Gelderwerbs, der Sinnenluſt wartet, wie gierig es ſich eurer bemächtigen wird. Nun ſehe ich ihm ins Auge, dem Feind, der in meinem Kampf mit ihm

gewachsen ist und täglich ein wenig von meinem Blute trank. Heute sehe ich ihm ruhig ins Auge, mit dem Ernst, mit dem der weise Mensch dem Tod ins Auge sieht, dem Überwinder. Lebt wohl und gute Nacht! Wir müssen jetzt schlafen gehen, denn wir müssen morgen früh am Werk sein, zu unsern Reisen. Lebt wohl!"

Der Doktor war aufgestanden. Christine, die ihm am nächsten stand, verneigte sich tief, mit einer fast unerbittlichen Entschlossenheit, über seiner Hand und küßte sie. Der Doktor ergriff ihr Haupt mit den Händen und wollte ihre Stirn küssen, aber Christine bog mit derselben unerbittlichen und fast sybillenhaften Entschlossenheit den Kopf zurück, so daß der Doktor nun ihre Lippen berührte. Darauf gab ein jeder von uns Jungen dem Doktor die Hand, und fast ein jeder schien mit dem Händedruck einen Trost spenden oder ein Gelöbnis ablegen zu wollen. Erwin Gast aber betrachtete seinen Lehrer mit dem mitleidsvollen Ernst eines Arztes, dessen Blick dem Patienten zugesteht: Sie haben recht. Es ist hoffnungslos. Moribundus!

Alle waren gegangen.

Ich stand dem Doktor gegenüber.

„Heinrich, laß mich heute nacht bei dir bleiben!"

Bald lagen wir im dunkeln Zimmer, am geöffneten Fenſter, unter vielen Sternen.

Schon war ich eingeſchlafen, als die Ekſtaſe mich noch einmal in die Höhe riß:

„Ich ſchwöre dir, ich will immer im Geiſte deines Werkes leben!“

Der Doktor ſtreichelte mein Geſicht. Er lächelte durch das Dunkel hin:

„Schlafe, mein Kind. Es iſt ſpät geworden.“

8

Spät in der Nacht kehrte ich in mein Zimmer zurück, wo ich bis zum Morgen auf meinem Ruhebett unter dem Fenſter ſchlief.

Früh weckte mich der Klang eines Waldhorns. Ich ſah hinunter. Dort fuhr die Mailcoach mit denen, die während der Ferien zu ihren Angehörigen heimkehrten, aus dem Gutshof, und neben dem kutſchierenden Knaben ſaß ein anderer, der auf dem Horn die Wandermelodie unſers Schulgutes blies, dieſe drei morgendlich frohen, triumphierenden Takte. Rings um die Mailcoach aber ſchwirrten die feinen, in den Morgenſtrahlen ſilbernen Gnomenfiguren der radfahrenden Rompilger, in deren zartes Glockenſpiel ſich die Muſik

des Waldhorns miſchte. Zum Abſchied ließen die Romfahrer jetzt ihre Glöckchen erklingen. Als die Mailcoach donnernd über die Flußbrücke fuhr und im Wäldchen einige Zeit untertauchte, war auch die Muſik verſtummt, bis der fröhliche Zug auf den Serpentinen der jenſeitigen Hügel wieder ſichtbar wurde. Ferner und ferner verklang die Melodie, der Wagen erſchien bald winzig klein wie eine niedliche Spielerei aus Kork, und die Muſik zart und dünn wie Muſik von Kobolden. Zwiſchen den eben jetzt aufglänzenden Birkenſtämmen ſah ich noch hier und dort ein Staubwölkchen ſich erheben, dann waren die Rompilger meinem Blick entſchwunden.

Als ich mich umdrehte, fand ich auf meinem Tiſch einen Zettel. Ich las: „Ich bin ſchon früh um fünf Uhr aufgebrochen, um noch den Vormittagszug in Friedrichsaue zu erreichen. Mich treibt es ſehr hinaus. Leb wohl, geliebter Junge. Erwin.“

Nun entſann ich mich auch, gegen Morgen Erwins Geſtalt in meinem Zimmer geſehen zu haben. Wir hatten einige Worte gewechſelt, die ich vergeſſen hatte wie die Worte eines Traumes.

Ich kleidete mich ſchnell aufs notdürftigſte an,

Digitized by Google

um mein Morgenbad und meine Morgenwaſchung im Fluß vorzunehmen. Die Sandalen band ich um meine Füße und ich rannte quer über die Wieſen, die noch feucht waren von der jüngſt geſchmolzenen Schneedecke des Winters. Die verdunſtende Feuchtigkeit, die über dem Boden lagerte, erquickte meine Füße und bedeckte ſie mit kleinen Schaumperlen.

Auf dem Gutshof fand ich Schärtlins mit amerikaniſchen Schrankkoffern beladenes Automobil.

„Was?“ ſchrie Ulrich, der die Riemen einer Packtaſche mit Athletenkraft zuſammenſchnürte und dazwiſchen ſiebenmal etwas an der Maſchine ordnete. „Du nimmſt nur einen Schwammbeutel und ein Handtuch auf die Weltreiſe mit?“

Ich antwortete nicht. Ich reichte Schärtlin die Hand und drückte ſie feſt. Ich vermochte kein Wort zu ſprechen. Da war auch Ulrichs Hofmeiſter, ein alter, vergnügt ausſehender Herr mit glattraſierten roſigen Bäckchen und mit Augen, die vor Lebensluſt und Frühmorgensfröhlichkeit funkelten. Er rieb ſich die Hände und er rief mir zu:

„Kommen Sie mit, getroſt hereinmarſchiert! Wir haben Platz genug für die ganze Menſchheit!“

Ich ſchüttelte nur verneinend den Kopf und blickte verlegen vor mich hin. Wie ich die Augen aufſchlug, ſtand Chriſtine vor mir, im Pelz, die Autokappe wie ein römiſcher Stahlhelm auf dem Haar, das Geſicht verdeckt von einem ſtaubgrauen Schleier.

„Wann?“ fragte ſie leiſe.

„In acht Tagen,“ antwortete ich ebenſo.

Wir gaben uns die Hände. Chriſtine beſtieg das Automobil. Ich haßte in dieſem Augenblick den Schleier, der mir Chriſtines Geſicht verdeckte — dieſes einzige Geſicht der Welt.

Schärtlin begann jetzt einen Ringkampf mit mir.

„Menſch! In den Dſchungeln gibt es geſtreifte Katzen, die man von den Sonnenringeln auf den Lianen nicht unterſcheiden kann. Menſch! Auf Bali ſind die ſchönſten Mädchen der Erdoberfläche, Chriſtine ausgenommen! Menſch! Du ſiehſt die Sadajako in Tokio und in der japaniſchen Inland-Sea richteſt du dir den Kormoran zum Fiſchfang ab — wie lange ſollen wir eigentlich noch auf dich hier warten?“

Mit einem Satz ſprang er neben Chriſtine in den Wagen. „Ach — ſind das ſchwerfällige Menſchen hierzulande!“ brüllte er. „Weil ſie gerade

kein Hemd zur Hand haben, laſſen ſie einen allein nach China fahren!“

Chriſtine hatte den Schleier zurückgeſchlagen und betrachtete, ohne Aufmerkſamkeit für uns, den Himmel und die gegenüberliegenden Höhen. Ein kleines Lächeln lag in ihren Mundwinkeln, doch plötzlich war es nur noch ein banges Erzittern.

‚Was geſchieht?‘ fragte ich mich erſchrocken.

Da ſah ich am gegenüberliegenden Scheunentor Dagmar ſtehen — Dagmar mit einem Ausdruck des Hohnes und des Triumphes, den Blick auf Chriſtine und auf mich gerichtet, in der Hand die leere Waſſerkanne. Mir war, als ſeien wir alle im Dreieck dieſer Blicke wie in eine Zauberformel gebannt, verwandelt und erſtarrt.

Doch der Führer des Wagens hatte den Motor angekurbelt, mit leichtem Schwung ſetzte der Wagen zu ſeiner Reiſe an. Während der vergnügte alte Herr ſeine Kappe lüftete und mir Grüße zuwinkte, wandte Chriſtine ſich um, ihr Blick war eine große Warnung. Ulrich ſtand auf, ſchrie ein gräßliches Schimpfwort, das ich nicht recht verſtand, in die Luft, dann bog das Automobil um die Ecke des Gutshauſes.

Ich ſah noch einmal zu Dagmar hinüber. Ich

fühlte einen Haß gegen sie, der meine Knie schwach und meine Arme wehrlos machte. Sie aber jagte jetzt zum Fluß hinab. Ihr Kattunrock entblößte die nackten schmalen Schenkel.

Ich folgte ihr nicht. Stromabwärts, weit entfernt von der Stelle, wo Dagmar Wasser schöpfte, sprang ich in den kühlen Fluß. Doch der Gedanke, daß Dagmar ihre Hand dort oben in dieses meinen Körper jetzt umströmende Wasser getaucht hatte, ließ mich in Widerwillen erschauern, hob mich aus dem Fluß in das reinere Element des Ufergrüns.

An diesem Vormittag schüttelte ich vielen Kameraden die Hand, plauderte mit ihnen und half ihnen bei ihren verschiedenen Reisevorbereitungen. Tobby verabschiedete sich, der eine mehrtägige Fußwanderung durch das Gebirge mit einigen Knaben und Mädchen, unter ihnen Angelina, zu machen beabsichtigte, eine Stunde danach auch Prinz Gerhart Herfurth — nicht sehr fröhlich, wie es mir schien, sondern mit einem dunklen Blick der Trauer auf unser Haus. Später sah ich Dagmar in Begleitung mehrerer Schülerinnen im Wagen vorüberfahren — Gott mochte wissen, wo sie ihre Ferien verbrachte! Ihre Mutter, die sich wieder

verheiratet hatte, bekümmerte ſich nicht um die Tochter.

Gegen Mittag war es einſam auf unſerm Gut geworden, ſo ſtill, wie ſonſt nur in den Nächten. Im Haupthauſe ſcheuerten die Dienſtmädchen die Treppen und Fußböden, öffneten in allen Zimmern die Fenſter, breiteten in der Sonne die Matratzen und die Teppiche aus. Rieſige Berge von Wäſche wurden unter der Aufſicht der Wirtſchaftsdame vor dem Haus aufgetürmt, während von oben der Geſang eines Mädchens ertönte, das im Zimmer des Doktors die Fenſter reinigte. Ich ſah hinauf, unſere Blicke begegneten ſich, worauf der Geſang ſtärker wurde und ein nicht deutbares Lächeln auf die Lippen des Mädchens trat.

Ich nahm meine Mahlzeit auf dem Zimmer ein, ſchrieb dann einen Dankesbrief an meine Mutter, langweilte mich ein wenig, mit einer ſüßen, eigenwilligen Trauer im Herzen, legte mich ſchließlich nieder und ſchlief ein. Es war bereits Abend geworden, als ich vor mein Haus trat und zu meiner Überraſchung Bruno Schumacher gewahrte, der nichts tat als mit einem ſonderbar entgeiſterten Geſichtsausdruck in die Luft zu ſtarren.

„Du gehſt nicht nach Hauſe?“ fragte ich und ich

vermochte nur ſchwer meine Unfreundlichkeit zu verbergen.

„Man hat kein Zuhauſe,“ antwortete Schumacher ſtarr.

„Haſt du keine Mutter mehr, Schumacher?“

„Doch. Und ſieben Geſchwiſter dazu, wenn's dem Herren genügt.“

„Warum ſagſt du: dem Herren? Bin ich damit gemeint?“

„Jawohl. Sie werden ſich doch wohl jetzt nicht mehr mit mir duzen wollen, nachdem wir keine Kameraden mehr ſind.“

„Habe ich dir je Anlaß zu einer derartig häßlichen Bemerkung gegeben?“

„Alle haben mir Anlaß zu einer derartig häßlichen Bemerkung gegeben.“

„Es tut mir leid, daß du mit uns nicht zufrieden warſt,“ antwortete ich und ich ging hinunter in den Gutshof.

Ich trat beim Schmied ein, der gerade im Begriff war, Feierabend zu machen. Ich übergab ihm einen Weidenſtock, den ich mir heute morgen nach dem Bad geſchnitten hatte, und ich bat ihn, mir um das Ende des Stockes einen eiſernen Bolzen zu ſchlagen, denn es ſollte ein Wanderſtecken wer-

den. Im Hof blieb ich vor der Mailcoach ſtehen, deren Deichſeln in die Luft ragten, deren Räder mit rötlichem Lehm der Landſtraße bedeckt waren. Ich ſtreichelte die beſtäubte gelbe Lackierung und das kleine blaue Wappen unſers Schulgutes, das eine feine Hand gemalt hatte, ich öffnete eine der Türen und ſchlug ſie, wie ich drinnen die Leere gewahrte, ſchaudernd wieder zu. Der Kutſcher ſchloß mittlerweile den Gartenſchlauch an den Waſſerhahn, rief eine Warnung und begann den Wagen mit dem Waſſerſtrahl zu reinigen.

Zwei Stunden lang trieb ich mich am Fluß herum, warf Steine in die klare Flut, beobachtete einen jungen Hecht, ſtarrte von den Brücken aus in das Waſſer und ſuchte mit Vorliebe ſolche Plätze, die in mir irgendeine beſtimmte Beziehung zu Chriſtine wachriefen. Auf dem jenſeitigen Ufer, am Rande eines gepflügten Ackers, ließ ich mich auf einem Weidenſtumpf nieder, in dem der Wind pfiff. Als ich aber bemerkte, daß mir gegenüber diejenige Stelle war, von der aus Dagmar heute morgen Waſſer geſchöpft hatte, ſtand ich auf und ging ſtromaufwärts weiter.

Nachdem ich die Abendmahlzeit eingenommen hatte, legte ich mich an mein Fenſter, ſchob die

Lampe neben mich und las bis ſpät in die Nacht hinein in einem ſchönen illuſtrierten naturwiſſenſchaftlichen Werk. Zuweilen beobachtete ich, wie die Nachtſchwalben und Fledermäuſe vor dem Fenſter meiner Lampe nahe kamen. Sobald ich jedoch den Kopf erhob, flatterten ſie ängſtlich in das weiche Dunkel zurück.

So trieb ich es ſechs Tage und am ſiebenten frühmorgens ſtand ich gerüſtet zu meiner Wanderſchaft, nachdem ich Abſchied genommen hatte von allen Plätzen meiner Jugend. Wie ich vor das Haus trat, fand ich Schumacher, auch ihn gerüſtet zu ſeiner Fahrt.

„Welchen Weg nimmſt du?“ fragte ich ihn.

„Nach Spielmannsfelde. — Und Sie?“

„Durch das Flußtal auf Maiblum zu. — Leb wohl, Schumacher!“

Schumacher reichte mir mit abgewandtem Geſicht die Hand und machte ſich dabei kniend mit ſeinem Ranzen zu ſchaffen.

„Du ſollteſt mit mir kommen,“ ſagte er.

„Mit dir kommen?“ fragte ich erſtaunt. „Nach Spielmannsfelde? Mein Weg geht aber doch ſüdwärts!“

„Meiner nordwärts, Menſch — geradewegs

in die Winterkälte, in die Armut und Arbeit hinein!“

Ich wanderte zum Fluß hinunter. Ich lachte hell.

‚In die Armut und Arbeit sollte ich ihn begleiten? Was für ein Gedanke!‘

Ich begann im Takt meiner Wanderschritte zu singen. Es war die Melodie, die der Knabe frühmorgens in sein Waldhorn geblasen hatte, diese kleine, morgendlich frohe, triumphierende Melodie, die mich auf allen Wanderungen meiner Jugend begleitet hat.

Blanche

1

Vogelſcharen, die an den morgenfriſchen Gipfeln der Wälder ſtreiften, bezeichneten mir meinen Weg in die Ferne. Ich folgte der läſſig bunten Ordnung ihres Fluges, der ſie noch einige Himmelsſtrecken weiter zu führen ſchien, bis ſie die Gelände ihres neuen Sommers erreicht hätten. Während ich, die Füße im Staub der erſten Landſtraße, den Flügelwanderern hoch über mir mit den Blicken folgte, bis die ſanft grüne Ferne ſie verzehrte, ſtreiften meine Wünſche ſchon an die Bergesgipfel, zu denen ich am Ende meiner Reiſe gelangen ſollte.

So trat ich im erſten Dorf, in Maiblum, in die kleine Poſtanſtalt und gab ein Telegramm an Chriſtine auf. Es waren die Strophen eines Goetheſchen Gedichtes und ſie lauteten:

In tauſend Formen magſt du dich verſtecken,
Doch, Allerliebſte, gleich erkenn' ich dich.
Du magſt mit Zauberſchleiern dich bedecken,
Allgegenwärt'ge, gleich erkenn' ich dich.

An der Zypreſſe reinſtem jungen Streben,
Allſchöngewachſne, gleich erkenn' ich dich,
In den Kanales reinem Wellenleben,
Allſchmeichelhafte, wohl erkenn' ich dich.

Wenn ſteigend ſich der Waſſerſtrahl entfaltet,
Allſpielende, wie froh erkenn' ich dich.
Wenn Wolke ſich geſtaltend umgeſtaltet,
Allmannigfaltige, dort kenn' ich dich.

An des geblümten Schleiers Wieſenteppich,
Allbuntbeſternte, ſchön erkenn' ich dich.
Und greift umher ein tauſendarm'ger Eppich,
O Allumklammernde, da kenn' ich dich.

Wenn am Gebirg der Morgen ſich entzündet,
Gleich, Allerheiternde, begrüß' ich dich.
Dann über mir der Himmel rein ſich ründet,
Allherzerweiternde, dann atm' ich dich.

Was ich mit äußrem Sinn, mit innrem kenne,
Du Allbelehrende, kenn' ich durch dich.
Und wenn ich Allahs Namenhundert nenne,
Mit jedem klingt ein Name nach für dich.

Frau Schurig, eine ſehr dicke Frau, nahm mir das Telegramm aus den Händen. Umſtändlich holte ſie eine Brille aus dem Schrank, reinigte die Gläſer mit der Schürze und bewaffnete ihre

Augen, nachdem ſie mir zuvor drohende Blicke zugeworfen hatte.

„Das iſt ein Brief?“ fragte ſie, nachdem ſie eine Weile ſtudiert hatte.

„Nein, das iſt ein Telegramm.“

Einige Minuten vergingen, dann gab ſie mir das Papier beleidigt zurück.

„Das iſt kein Telegramm,“ erklärte ſie verächtlich und ſtolz. „Das iſt ein Gedicht.“

„Schön, Frau Schurig. Das Gedicht da ſoll telegraphiert werden.“

Ein finſterer Blick, und abermals begann das Studium.

Ich ging inzwiſchen vergnügt pfeifend im Schalterraum auf und ab, mit dem Silbergeld in meiner Taſche eine noch ſchönere Muſik vollführend.

„Was heißt das hier?“ fragte Frau Schurig.

Ich beugte mich ſeitwärts zu ihr hin.

„Allbuntbeſternte,“ ſagte ich, pfiff und klingelte mit dem Gelde.

Eine Viertelſtunde war vergangen, da erklärte die Poſt:

„So etwas kann man nicht telegraphieren!“

„Warum denn nicht?“

Digitized by Google

Es kam keine Antwort. Nach geraumer Zeit ein Seitenblick und ein Knurren:

„Den ſchönen ſauren Schweiß Ihres Herrn Vaters ſo durch die Gurgel zu jagen!“

„Was koſtet es denn?“

Ich war doch etwas bange geworden.

Nach zehn Minuten kam die feierliche Antwort:

„Dieſes Telegramm koſtet ſieben Mark und ſechzig Pfennige.“

„Schön, ſchön!“ rief ich vergnügt und ich legte das Geld auf den Tiſch.

Während ich das Geld auf das Brett aufzählte, ſah die Poſt mir gerade mitten in die Augen. Ich hatte das Gefühl, ſie werde mir mit ihrem Blick das Naſenbein zerbrechen.

„Allerhand lernen die Herren — allerhand. Fremde Sprachen und die Bibel auf hebräiſch leſen — aber deutlich und vernünftig ſchreiben, das lernen die Herren nicht.“

Ich begann zu lachen. „Nein, Frau Schurig, das lernen ſie nicht. Dazu bleibt keine Zeit.“

Auch die Poſt lachte jetzt, denn ſie war gutmütig, wie eben königliche Behörden ſind. Sie legte die Hände auf den Bauch und lachte, daß

die Brille auf der Stirn hüpfte. Da ſtanden wir beide und ſahen uns in die Augen und vollführten ein ziemlich blödſinniges Gelächter.

„Leben Sie wohl, Frau Schurig! Leben Sie wohl!“

Wir ſchüttelten uns die Hände mit großem Abſchiednehmen und Verſöhnung. Die Poſt begleitete mich bis zur Tür. Sie ſchrie:

„Keine Bange, das Telegramm wird beſorgt! Heute gegen Abend werde ich wohl Zeit dafür haben! ... Da kommt es gleich fort!“

Ich war etwas betroffen, dann ſchwenkte ich den Hut.

„Danke ſehr! Leben Sie wohl!“

Gegen Mittag hatte ich die Ausläufer des Gebirges, an deſſen Abhang unſer Schulgut gelegen war, ſchon einige Stunden zurückgelaſſen und war in die Ebene gelangt. Hier wehten andere Winde, und eine ſpätere Jahreszeit ſchien zu walten. Der Staub der Straßen war trockener und heller, die Waldränder waren köſtlicher beblümt, die Laubblätter voller entfaltet, und die Fruchtbäume ſchon ſchüchtern blühend. An die niedrige Buchenhecke eines Gartens gelehnt, in Geſellſchaft eines Blaumeiſenpaares, das lange Zeit auf ſeinen zierlichen

Digitized by Google

Füßen, ohne je aufzufliegen, die Landſtraße und die benachbarte Weide durchquerte, über mir ein Himmel, der, großer künftiger Dinge voll, die Erdenfläche umwölbte, ſo von der Natur auf nicht ſchmerzliche Ahnungen wie auf ihre gelindeſten Kiſſen gebettet, blieb ich lange Zeit unbeweglich, um nichts zu tun als zu atmen, zu ſchauen, kaum zu denken. Während ich eine Biene über den Blumen ſchaukeln ſah, deren Stengel meine Hand läſſig umfaßt hielt, erinnerte ich mich des bienenfarbenen Schimmers, der im Sonnenlicht über Chriſtines Haar lag. Doch als das Inſekt jetzt, erſchreckt von meiner Hand, ohne die honigſüßen Kelche berührt zu haben, unbegreiflich ſchnell entſchwebte, wurde mir ſo eigentümlich ſchickſalsbang, denn ich erinnerte mich auch der dunkleren Schattengänge unter der bienengoldenen Hülle dieſes Haares.

Nach einer zweitägigen Wanderung durch das Tiefland beſtieg ich die Eiſenbahn, die mich abermals ins Gebirge führte. Während ich, auf dem Korb eines Bauern ſitzend, zum Fenſter hinausſah, bemerkte ich, daß ich noch einmal den Frühling verlaſſen mußte. An unzähligen Dörfern und Haltepunkten machte der Zug Station, und an

jeder wurden leere Milchgefäße und Güter allerlei Art in den Frachtwagen verladen. Menſchen der verſchiedenen dörfiſchen Gemeinden ſtiegen in die geräumigen Gelaſſe ein, erkannten ſich, begrüßten ſich, ſprachen, ſangen miteinander und trennten ſich.

Um Mitternacht lag ich in dem geheizten Stationsraum einer kleinen Gebirgsſtadt und ſchlief dort auf der Bank bis gegen fünf Uhr früh. Später beſtieg ich den Lokalzug, deſſen Maſchine keuchend den Gebirgspfad erklomm. Noch lag die Dunkelheit tief unter den Rädern unſerer Wagen in den Tälern und über dem Fluß, der ſich vom Zuſtrom der ſenkrecht einmündenden Bäche und Waſſerfälle ſättigte, aber die Gipfel der Felſen waren mittagshell, die Gefieder der Raubvögel, die ſie umkreiſten, waren im ſtarr ruhenden Licht das Bewegte, während ſie ihre dahingleitenden Schatten auf die Felswände warfen, und immer neue Bergesgipfel geſellten ſich zu der hocherlauchten Verſammlung der früher entzündeten und erglühten. Zuweilen ſaßen wir minutenlang im Dunkel des Tunnels, aber der eine unter ihnen, der längſte, hatte uns im Gewölbe des Berges ſo hoch emporgeſchraubt, daß wir plötzlich aus ſeiner

Finſternis hinaus in grelles Morgenlicht tauchten. Da war auch die Station, zu der ich gelangen mußte.

Am Ausgang des kiesbeſtreuten kleinen Bahnſteigs erhob ſich eine Hand, die winkte. Ich trat Chriſtine entgegen.

„Danke, daß ich kommen durfte," ſagte ich.

2

Wir beſtiegen den Jagdwagen und fuhren die von geſchmolzenem Schnee leicht berieſelte Bergſtraße hinauf. Veilchenbüſche und Sumpfdotterblumen ſtanden zwiſchen den feuchten Steinen, in der aufgelockerten Erde des ſchattigen Wegrandes. Über ſie hinweg ſtrömte Waſſer, das für ſeinen Weg kein Bett gefunden hatte.

Mittlerweile war die Sonne über der Flußniederung in den dunſtigen Luftſchichten erwärmend geworden und hatte ſie zu ſich emporgezogen. Am Himmel hatte ſich die Erdfeuchtigkeit in einer ſchmalen, wellenförmigen Wolke zuſammengeballt, die ſtromabwärts mit dem Fluß dahinzog, als ſei ſie nun ein Spiegelbild ſeines Weſens am Himmel geworden und durch magiſche Einwirkung mit ſeiner Geſtalt und ſeinem Gang

verknüpft. Der Kutſcher, in ſeiner jägergrünen Livree, war vom Bock geſtiegen und ging, die Zügel in den Händen, neben den Pferden her, die zuweilen bei den Wegesbiegungen vor dem Abgrund und dem tief unten ſchäumenden Fluß erbebten.

Ich lehnte mich in die Ecke des Wagens zurück und betrachtete Chriſtine, die mit einem ſanften Lächeln und mit einem ſanften Blick des Frohſeins das Auge auf die Rücken der Pferde, das Geſicht gegen den Wind richtete und ihr braunes Haar im Lufthauch wehen ließ. Mit ihrem kleinen Lächeln in den Mundwinkeln erlaubte ſie es, daß ich aus großer Nähe ſie betrachtete. Schließlich wandte ſie mir ihr Geſicht zu.

„Du ſchauſt viel und du ſprichſt wenig.“

„Danke, daß ich kommen durfte.“

„Das haſt du ſchon einmal geſagt.“

„Ich werde es noch oft ſagen.“

„Das wird langweilig ſein.“

Chriſtine legte ihre Hand über das Plaid, das unſere Knie bedeckte, auf meine Hand, gewichtslos, ohne ſie zu drücken, faſt ohne ſie zu berühren. Mit einer atemloſen Beklemmung zwang ich den Blutlauf meines Armes in einer ſchmerzhaften

Anſtrengung der Muskeln zum Stocken: kein Pulsſchlag ſollte die leidenſchaftliche Zuſtimmung zu Chriſtines Liebkoſung unterbrechen.

„Du Armer mußt noch einmal in den Winter zurück," ſagte Chriſtine, als wir an einer Biegung der Straße eine Matte antrafen, deren nordwärts gelegene Hänge mit hartem, erdigem Schnee bedeckt waren. „Iſt es dir leid?"

„Mit dir, Chriſtine, bliebe ich gern mein Lebtag auf einer Eisſcholle der arktiſchen Meere."

Chriſtine lachte.

„Erinnerſt du dich, wie wir im erſten Jahr unſrer Bekanntſchaft Tag für Tag in den Wald gingen und Nanſen laſen ‚Durch Nacht und Eis'?"

„Ja! Und wie wir um ſeinen Schlitten und ſeinen Kajak bangten!"

„Und uns ausmalten, wie Seehundstran und Bärenfleiſch ſchmecken mögen?"

„Dann aber kamen ſo rätſelhafte Jahre, Chriſtine —"

„Ja, wir ſprachen kein Wort mehr miteinander —"

„Wir hatten uns nicht veruneinigt, kein böſes Wort war gefallen, dennoch ſprachen wir faſt drei

Jahre lang kein Wort mehr miteinander, kein gutes und kein ſchlimmes —“

„Doch! Einmal, Sonnabends, vor dem Schlafengehen, begegneten wir uns auf der Treppe —“

„Ich hatte nachts im Teich gebadet — ich war ſo glücklich und ſo elend — die Fröſche im Teich machten eine Muſik, die aufwühlend war — alles war voll von dir, Chriſtine — da begegneten wir uns auf der Treppe —“

Chriſtine zog die Hand von meiner Hand fort.

„Ja, da berührteſt du mit deinem Mund meine Hand —“

„Deine Fingerſpitzen, die auf dem Treppengeländer lagen.“

„Und am nächſten Tag?“

„Am nächſten Tag begann aufs neue dieſes Aneinander-Vorbeigehen.“

„Dein zorniges Geſicht —“

„Dein ſchickſalhaft ernſtes, dein tragiſch holdes ... Warum mußten wir uns ſo quälen? Ja, Chriſtine, was für eine furchtbare Macht hielt mich an, dich ſo zu meiden? Bis ich endlich, endlich in Friedrichsaue, einen Tag vor der mündlichen Prüfung, die Sprache wiedergefunden hatte?“

„Denke dir, Walther, ich hatte während dieſer ganzen Jahre häufig einen Traum. Du lieferteſt mich irgendwelchen Menſchen aus, die mich haßten, und du demütigteſt mich vor ihnen.“

„Was für Menſchen waren denn das, Chriſtine?“

„Dagmar zum Beiſpiel. Erinnerſt du dich an den Blick, den ſie uns zuwarf, als wir neulich Abſchied von einander nahmen? Als das Automobil noch keine Stunde lang gefahren war, da hatte ich wachend meinen Traum: ich glaubte, du habeſt mich in dieſer Stunde ſchon verraten.“

Ich flüſterte:

„Oh, Chriſtine, in dieſer Stunde ekelte es mich vor dem Fluß, weil Dagmar ihre Hand in ihn getaucht hatte.“

Wir ſchwiegen.

Ein kühler Wind wehte von den Schneebergen zu uns her.

„Dort liegt unſer Haus,“ ſagte Chriſtine. „Dort wohnt Vater, den ich liebe. Und dort wohnt Blanche, die mich nicht liebt.“

„Blanche, die dich nicht liebt?“ wiederholte ich erſchrocken.

„Haſt du das nicht bemerkt? Ich erwecke oft Gefühle des Haſſes, zumal bei Frauen und

Mädchen. Warum ſollte meine Schweſter nicht unter ihnen ſein?“

Ich ſchwieg bedrückt.

Das Haus lag über kaum begrünter Wieſe auf einem baumfreien Platz, den Widerſchein der ſilbergrauen, noch winterlichen Matten des rückwärts aufſteigenden Berges in ſeinem Dach, von der Sonne des Hochgebirges ſehr durchleuchtet, mit ſchräg abfallenden violetten Schatten.

Es war das letzte Haus des unten im verbreiterten Flußtal gelegenen Dorfes, von dem es durch einen ſteil aufſteigenden Tannenforſt und durch ſeine großen, nicht umzäunten Wieſen getrennt war.

3

Baron Steinſtetten, den ich ſogleich in ſeinem Zimmer aufſuchte, hatte bald nach Blanches Geburt ſeine Frau verloren. Nun pflegte er nur noch ſelten dieſes Arbeitszimmer zu verlaſſen, das von Bildern und Gegenſtänden des Gedächtniſſes an die Tote erfüllt war. Hier arbeitete er an einem geologiſchen Werke. Die Pauſen ſeiner Arbeit waren damit ausgefüllt, daß er faſſungslos, die Hände ſchmerzlich ineinanderpreſſend, das Zim-

mer durchquerte, Gegenstände zur Hand nahm und sie wieder fortlegte. Da Christine ihrer Mutter mit zunehmendem Alter ähnlich wurde, so hatte er eine leidenschaftliche Liebe zu seiner ältesten Tochter gefaßt. Die jüngste schien ihm nicht soviel zu bedeuten, denn er bewies ihr nur eine etwas matte Höflichkeit. Da er selbstlos war, hatte er Christine in das Schulheim gesandt, dessen Bestrebungen er durch gelegentliche Aufsätze in pädagogischen und Tages-Zeitungen und durch bedeutende materielle Stiftungen unterstützte. Aber die Sehnsucht nach der Tochter war sehr brennend, er pflegte zweimal wöchentlich zu telephonieren, und gelegentlich sandte er ihr mitten in der Schulzeit das Automobil, das Christine über Tag und Nacht hinweg nach Steinstetten entführte.

Der Baron stand von seinem Stuhl auf, als ich in sein Zimmer eintrat. Er hielt die Lider seiner Augen gesenkt und er schien mich, während er sprach, kaum anzusehen.

„Ich habe viel von Ihnen gehört," sagte er. „Sie sind uns allen willkommen."

Ich setzte mich auf den Sessel ihm gegenüber und erwartete mit großer Aufmerksamkeit seine Fragen.

„Sie werden ſtudieren?“

„Ja, Herr Baron.“

„Darf man fragen, welch ein Fach Sie ſich gewählt haben?“

„Die Geologie.“

Steinſtetten ſah mich überraſcht an.

„Davon hat mir Chriſtine nie etwas berichtet.“

„Chriſtine weiß es noch nicht. Ich ſelbſt wußte es noch vor einer Woche nicht.“

„So hatten Sie alſo bisher kein beſonderes Intereſſe für die Geologie?“

„Ich habe mich während der Schulzeit mehr für die humaniſtiſchen Fächer intereſſiert, Herr Baron. Aber nun bin ich mir über etwas Beſtimmtes klar geworden.“

Steinſtetten blickte mir jetzt mit ſeinen eng zuſammenſtehenden grauen Augen, die ein wenig den Ausdruck erſchrockener Vogelaugen hatten, ins Geſicht.

„Bitte erklären Sie ſich doch,“ ſagte er.

„Ich habe die Neigung, mich allzuſehr in der Natur, in der Landſchaft zu verlieren, dort herumzuſtreifen, ohne viel Erſprießliches zu denken oder zu beobachten, oder auf irgendeiner Wieſe

zu liegen, auf dem Rücken, und ſtundenlang zu träumen —“

Chriſtines Vater lächelte.

„Und —?“

„Nun möchte ich dieſem Drang zur Natur ein feſtes Ziel geben. Ich möchte lernen, die Natur nicht mehr romantiſch und lyriſch, ſondern einordnend in größere Zuſammenhänge zu betrachten. Da habe ich die Geologie gewählt, die eine Naturwiſſenſchaft iſt und dennoch voll phantaſtiſcher Rückblicke und Ausblicke.“

„Ich freue mich, in Ihnen einen Fachgenoſſen begrüßen zu dürfen,“ entgegnete Herr von Steinſtetten, ohne daß irgendeine Ironie oder die Überhebung des Gelehrten in ſeinem Tonfall erſichtlich geweſen wäre. „Ich bitte Sie nur, auf die phantaſtiſchen Rück- und Ausblicke in der Geologie fürs erſte einmal nicht allzu großes Gewicht zu legen. Wiſſenſchaften wie die unſere verlocken zu ſubjektiver Haltloſigkeit. Um ſo notwendiger iſt es, in ihnen doppelt ſachlich zu verfahren. Man kann deshalb in dieſen Gebieten nicht techniſch genug vorgehen. Ich hoffe, daß es nicht die Lektüre gewiſſer populärer Schriften war, die Ihre Studienwahl beſtimmte — Schriften, in denen beiſpiels-

weiſe das tropiſche Leben am Nordpol in den Interglazialzeiten mit einer Sachkenntnis ausgemalt iſt, als habe der Verfaſſer erſt geſtern von den Kokosbäumen der arktiſchen Regionen Abſchied genommen.“

Ich ſah verlegen auf meine Fußſpitzen.

„Ich muß geſtehen, Herr Baron, daß ich dergleichen gern geleſen habe.“

Steinſtetten blickte vor ſich nieder, ohne zu ſprechen. Er ſchien nachzudenken. Er ſaß ſehr aufrecht auf ſeinem Stuhl, das vom Schmerz zerwühlte Geſicht ſeitwärts geneigt, die Augen auf die ſchmalen und langen, bläulich frierenden Hände gerichtet, die mit einem Ausdruck von Unbeholfenheit und Verzweiflung ineinandergepreßt waren. Ich bemerkte jetzt, wie ungewöhnlich, faſt krankhaft ſchmal die Geſtalt Steinſtettens war, wie eng die Bruſt, wie zuſammengedrängt das bronzefarbene Geſicht mit den eingehämmerten Schläfen und der gebogenen hökerigen Naſe. Auch konnte ich jetzt beobachten, wie das linke Auge durch eine Lähmung des Lides als geſenkt erſchien.

„Ich möchte Sie bitten, längere Zeit mein Gaſt zu ſein. Wir ſind ſehr einſam hier — allzu einſam für meine Töchter. Im Hochgebirge liegt noch

Schnee genug für jeden Wintersport. Ein paar Stunden von unserm Haus entfernt und Sie sind auf dem besten Gelände. Ich bin gern bereit, Sie auf einige geologische Tatsachen aufmerksam zu machen, die dieser Gegend das Gepräge geben."

Steinstetten erhob sich, ein wenig unbeholfen.

„Ich denke, meine Töchter werden Sie erwarten," sagte er und er blickte hilflos zum Fenster hinaus.

Ich bedankte mich, verneigte mich und verließ das Zimmer, im Herzen eine brennende Sympathie für Christines Vater.

4

Während der nächsten Tage begann es zu schneien. Die hohen Räume des Schlosses wurden wieder wie im Winter geheizt, und wir, Christine, Blanche und ich, hielten uns zumeist in den Zimmern auf, lasen uns gegenseitig vor, zerstreuten uns mit Brettspielen, musizierten miteinander oder plauderten über tausenderlei Dinge.

Blanche schien sich in einer unaufhörlichen Angst zu befinden, es könne mir auf Steinstetten nicht gefallen, sie bedauerte zehnmal am Tage das

ſchlechte Wetter, das ich liebte, und ſie ſuchte mich auf jede Art zu beſchäftigen, worüber Chriſtine ſpöttiſche Bemerkungen machte. Blanche war größer und ſchlanker als Chriſtine. Sie hatte tiefſchwarzes Haar, eine Stirn, wie aus dem edelſten weißen Geſtein gebildet, ſtarke und ſehr gewölbte Brauen über den ſchmalen, langbewimperten braungoldenen Augen und einen immer feuchten, bogenhaft geſchwungenen Mund. In dieſen erſten Tagen war ihr ganzes Weſen von einer Liebenswürdigkeit erfüllt, die zuweilen den Charakter einer faſt exotiſch anmutenden Demut hatte. Dieſe Demut verwirrte mich, da ſie mit einem kaum zu ergründenden Spott gemengt war. Wenn jemand zu Blanche ſprach, ſo hörte ſie in der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit zu und ihre Antworten gab ſie mit der ihr eigentümlichen läſſig-inſidiöſen Höflichkeit, ſo ſchnell und ſo lebhaft, daß ſie dem Fragenden kaum das letzte Wort auszuſprechen erlaubte.

Beim Brettſpiel mit ihr war ich zerſtreut, denn ich liebte es, ihre Hände zu betrachten, die eine Erinnerung an Dagmars Hände in mir wachriefen — Erinnerung, die mich zuweilen matt und luſtlos machte.

„Warum ſehen Sie immer auf meine Hände?“

fragte Blanche und sie sah mir dabei beflissen und interessiert auf die Lippen, mit einem Ausdruck der Neugierde und der Bereitschaft, mich sogleich, nachdem ich geantwortet hätte, mit einer neuen Frage zu unterhalten.

„Ihre Hände sind schön," sagte ich.

„Glauben Sie, daß es Menschen gibt, die ihre eigenen Hände schön finden?"

„Das weiß ich nicht," antwortete ich. „Über derartige Dinge habe ich noch nie nachgedacht."

„Wollen Sie es mir glauben, daß mir meine Hände entsetzlich unsympathisch sind? Ich wache morgens auf, ich blinzele noch und sehe meine Hände auf der Bettdecke — da denke ich: Wie seid ihr langweilig! ihr Fingernägel mit dem seelenlosen Ausdruck, ihr Gelenke, ihr Biegungen und ihr Fältchen!"

„Sie sollten morgens beim Aufwachen lieber darüber nachdenken, warum es Arme und Reiche auf der Welt gibt oder ob Jesus Christus wirklich und buchstäblich Gottes Sohn war!"

Blanche unterbrach mich heftig. „Nun? War er wirklich und buchstäblich Gottes Sohn oder nicht? Antworten Sie schnell!"

„Ich glaube allerdings, daß er wirklich und buch-

ſtäblich Gottes Sohn war — aber jetzt ſind Sie an der Reihe zu ſpielen.“

„Finden Sie es unrecht, daß wir beim Schachſpiel von ſolchen Dingen reden?“

„Sicher iſt es nicht paſſend,“ entgegnete ich ſtreng.

„Warum iſt es nicht paſſend?“ fragte Blanche hurtig. „Meinen Sie, daß es ungünſtig für Jeſus Chriſtus oder für das Schachſpiel iſt?“

Ich ſah Blanche verwundert an. Sie verdrehte mit demütigem Schielen ihre Augen, die jetzt ſchief zu den Schläfen hingezogen und falſch wie die Augen eines Fuchſes waren.

„Was Sie für ſonderbare Scherze machen, Baroneß Blanche! Jetzt will ich Sie einmal etwas fragen. Werden Sie antworten?“

Blanche ſah mir, wie es ihre Art war, mit ihren feuchten goldbraunen Augen neugierig und intereſſiert auf den Mund, wobei ſie ein wenig die Lippen öffnete. Sie ſchien bereit zu ſein, die Worte, die ich ſprechen würde, mit ihrem Munde nachzuformen, wie ein Kind, das Vorgeſagtes auswendig lernen will. Überhaupt war es mir, als brächte ſie ihren Mund mit meinem in irgendeinen Zuſammenhang, als glitte ihr ſpähender Blick von einem Fältchen meiner Lippen zum andern.

„Nun? Nun?“ rief ſie ungeduldig, und ihre Knie berührten unverſehens die meinen.

„Hätten Sie die Frage: ‚Warum ſehen Sie immer auf meine Hände?‘ auch geſtellt, wenn Chriſtine im Zimmer geweſen wäre?“

„Warten Sie, warten Sie!“ rief Blanche zwitſchernd vor Jubel und ſie klatſchte in die Hände. „Jetzt werde ich Sie etwas fragen! Hätten Sie auch geantwortet: ‚Ihre Hände ſind ſchön‘, wenn Chriſtine im Zimmer geweſen wäre?“

Wir beide fingen an zu lachen, aber ich wurde, während ich noch lachte, von einem wehen Gefühl der Reue erfaßt.

„Spielen Sie! Spielen Sie!“ rief Blanche ungeduldig. „Ich habe längſt gezogen!“

„Ich habe längſt bereut.“

„Was? — Was haben Sie eben geſagt? Sie haben bereut? Was haben Sie bereut?“

„Ich habe bereut, mit Ihnen über etwas gelacht zu haben, was Chriſtine ſchmerzen würde.“

Blanche ſtand auf.

„Verzeihen Sie, wenn ich nicht weiterſpiele. Ich habe Kopfſchmerzen.“

Sie fügte hinzu:

„Sie haben ohnedies gewonnen! Da, ſehen

Sie: Sie brauchen nur noch einen Zug zu tun, und ich wäre matt.“

Sie ſchob die Schachfiguren mit beiden Händen zuſammen und zeigte ſie mir.

„Da, ſehen Sie her: Ihr ganzes wohlangelegtes Spiel in meinen Händen!“

Ihre rechte Augenbraue, die nervös zuckte, ſtand bedenklich hoch.

„Warum ſehen Sie nicht auf meine Hände?“ fragte Blanche ſtreng, ganz ohne ihre gewöhnliche Demut. „Sie werden jetzt auf meine Hände ſehen — hören Sie, Sie werden!“

Ich ſah nicht dieſe Hände, ſondern dieſe Augen, von deren zorniger Strenge ich meinen Blick nicht trennen mochte. Unverſehens beugte ich meinen Nacken und legte ich meinen Mund auf dieſe Hände. Blanche ließ die Steine aus ihren Händen auf das Brett prellen, als ſei ſie mit der Berührung meines Mundes all ihrer Kräfte beraubt worden.

Sie war blaß geworden, und ich fühlte den Widerſchein ihrer Bläſſe auf meinen Wangen. Als wir die Steine ordnend in den Kaſten zurücklegten, zitterten unſere Hände.

‚Was geſchieht mit mir?‘ dachte ich, als ich ſpäter

allein am Fenſter ſtand. ‚Hat mich nicht ein übermächtiges Beſtreben immerfort zu Chriſtine gezogen, und bin ich hierhergekommen, um Blanche zu finden? Und wenn ich Blanche fand, wird es nicht morgen ein anderer Name ſein, der mich von Chriſtine fortzieht? Waren es vielleicht nur unausgeſprochene, noch nicht erkannte Namen, die mir drei Jahre lang geboten, Chriſtine zu meiden?‘

Mein Herz pochte.

‚Bin ich untreu? Bin ich ſchlecht?‘

Chriſtine trat ins Zimmer. Dieſes Geſicht, das ich während meiner Knabenzeit geſucht hatte, war mir plötzlich entgöttert. Ich fühlte eine Fremdheit ohnegleichen, als wir beide ſchweigend nebeneinander am Fenſter ſtanden und die Schneeflocken betrachteten. Die Wärme ihres Körpers hatte etwas Animaliſches, aber nicht Verlockendes für mich. Sie war ein Menſchentier mit einer Blutwärme, deren Ausſtrahlung ich nun ohne jede Liebesempfindung verſpürte.

„Ich fahre morgen mit dem Automobil in die Stadt, um Einkäufe zu machen,“ ſagte Chriſtine. „Willſt du mitkommen oder willſt du mit Skiern ins Gebirge?“

Ich zauderte keinen Augenblick.

„Ich gehe ins Gebirge, Chriſtine. Wer weiß, wie lange wir noch Schnee haben werden.“

Chriſtine ſah mich nicht an.

„Du haſt recht,“ ſagte ſie. „Blanche wird dich begleiten.“

5

Frühmorgens ſaß ich im Schlitten und wartete auf Blanche. Die Sonne ging über den ſchneebedeckten Kämmen des Hochgebirges auf und warf über unſern Schlitten funkelndes Licht, das die Augen der Pferde hell machte. Die Hufe der Pferde ſtampften durch den Schnee, der in der Nacht gefroren war. In ihren Spuren ſah man das junge Grün der Wieſen aus der Schneedecke hervorbrechen. Eine Krokusblume lag geknickt unter dem Huf. Ich ſah zu Chriſtines Fenſtern hinauf, die geöffnet, doch mit Vorhängen bedeckt waren. Der zarte Stoff bewegte ſich im Morgenwind, bauſchte ſich, glättete ſich gelaſſen.

Mittlerweile war Blanche vor das Haus getreten und betrachtete prüfend und blinzelnd den Himmel, wobei ſie mir ſchielend einen Seitenblick zuwarf. Die hochbeinige Geſtalt, mit dem Gürteljackett eines Knaben und mit Knickerbockers be-

kleidet, die Hände auf Bubenart in den schrägen Taschen verborgen, das Haar jünglingshaft bis zum Nacken zurückgekämmt — Blanche stand mit einer lässigen und anmutigen Ironie vor dem Portal des Hauses und gewährte einen heiteren, erstaunlichen und bedeutsamen Aspekt der Zweigeschlechtlichkeit.

Ehe ich noch aufstehen konnte, sie zu begrüßen, war sie mit einem Sprung neben mir, bedeckte lachend mit der schönen Hand meinen Mund, der sich anschickte, einen „Guten Morgen" zu stammeln, legte den Zobelpelz an, knöpfte ihn zu, ließ sich mit einem kleinen Jubelschrei zurückfallen, und der Schlitten, mit vielen Glocken klingelnd, fuhr im schnellsten Trab den Berg hinab, ins Dorf hinunter, aufwärts im jenseitigen Tal, während die seidenen schottischen Decken der Pferde wie Segel im Wind und die eitlen Fuchsschwänze über den Glocken wie Trophäen wehten.

Blanche war dann gegen ihre Gewohnheit schweigsam. Wir hatten die Sonne im Gesicht, wir atmeten den Morgendunst der jungen Schneemassen, und unsere Augen ruhten auf den violetten und weißen Tannenwäldern, die im ersten Licht des Tages die Schneelasten ihrer ausgebreiteten

Äſte zerſtiebend fallen ließen. Ich lehnte mich gegen die Ecke des Schlittens zurück, um Blanches Geſicht ſo ungeſtört betrachten zu können, wie ich einige Tage zuvor Chriſtines Geſicht betrachtet hatte. Der ich jetzt im Geiſte Geſicht mit Geſicht verglich, ganz deutlich wurde es mir nun bewußt, wie zufällig und flüchtig, aber auch wie gewaltig die Macht war, die mich Blanche lieben ließ. Aus den Zügen in Chriſtines Antlitz jedoch hatten immer Zeitloſigkeit und Notwendigkeit zu mir geſprochen. Während ich Blanche ſo betrachtete, hatte ich den bitter-ſüßen Geſchmack eines Verrates, der mich ſchmerzte, auf den Lippen, wie ein Verwundeter Blut ſeiner eigenen Wunde auf die Lippen nimmt, um den verdurſtenden Mund zu befeuchten.

„Chriſtine hat recht behalten," ſagte Blanche lächelnd und ſie ſah mir auf den Mund, der fragen ſollte, was gemeint ſei.

Ich bemerkte, wie ihre Augen jetzt im Sonnenlicht den hell gewordenen Augen der Tiere glichen. Jede Farbenfaſer ihrer Pupille war deutlich geworden und war noch ſchön im grellſten Lichte.

„Was hat Chriſtine geſagt?" fragte ich.

„Chriſtine hat mich gewarnt: Sie ſeien auf

Wagenfahrten unerträglich langweilig. — Nun? Werden Sie mir widerſprechen?“

Ich legte meine Hand auf Blanches Pelz.

„Sagen Sie nicht: Chriſtine.“

„Nicht? — Was denn?“

„Sagen Sie: Blanche.“

Blanche antwortete nicht. Sie wandte ſich zur Seite und ſah über die unbewaldeten Schneematten hinweg, die unſer Weg durchquerte. Nur an der Wange konnte ich ſehen, daß Blanche lächelte.

‚So haßt Blanche denn wirklich ihre Schweſter?‘ fragte ich mich. ‚Haßte denn nicht auch Dagmar Chriſtine? War Dagmars Blick nicht Hohn und Triumph über Chriſtine, wie eben jetzt, gemildert, Blanches Lächeln?‘

„Wiſſen Sie, daß man bei uns viel von Ihnen geſprochen hat — ja? Wiſſen Sie das? Nun?“

„Wirklich? Hat Chriſtine —?“

Ich ſtockte.

„Ja. Chriſtine hat. Allerdings,“ entgegnete Blanche hurtig und ſpöttiſch. „Und ich malte Sie mir in tauſend Farben — glauben Sie das?“

„Wie malten Sie mich, Blanche?“

So ungeheuer wichtig war ich mir in dieſem

Augenblick! Niemals in meinem Leben hatte ein Mädchen zu mir gesprochen wie Blanche!

„Nun — ich stellte Sie mir geistreicher vor und Sie sind ein wenig stupid. Aber dafür sind Sie hübscher als ich dachte."

Wir lachten uns nah in die Augen.

„Sehen Sie," flüsterte Blanche nach einer Weile, „das war sogar der große Wunsch meiner Kindheit: Sie in mich verliebt zu machen. Ich wußte, daß Christine Sie liebt und daß Sie Christine vielerlei Qual mit Ihren Dummen-Jungens-Launen bereiteten. Da wurde es eben mein Wunsch, Sie in mich verliebt zu machen und Sie zu quälen! — Sehen Sie, da haben Sie die Frauen — so sind wir zuweilen."

Matt und berauscht lehnte ich mich zurück, ganz elend von der Begierde nach diesem Munde, der soviel schmeichelnde Verführung sprach. Wir schwiegen nun lange, ein jeder fahl und vag vor sich hinlächelnd.

Nachdem wir einige Stunden gefahren waren, entledigten wir uns aller Pelze und Decken. Ich hatte die Sportsjacke ausgezogen. In der Windeslauheit, die uns umgab, bewegte sich zuweilen das Linnen meines Hemdes, meine Brust empfing den

hingehauchten Dunſt des Schnees, und die gekühlte Haut bedeckte ſich aufs neue mit Wärme. Blanche, von deren Knien das Plaid geſunken war, ſaß läſſig und träumend neben mir, die Beine pagenhaft Knie über Knie gekreuzt, die Wange in die flache Hand geſtützt, träumend und lächelnd ſeitwärts auf den Schnee blickend, den die Kufen unſers Schlittens zerteilten.

Als wir gegen Mittag den Kamm des Gebirges und den zuhöchſt befahrenen Steig erreicht hatten, begannen die von keinem Fels noch Baum gebrochenen Flächen des Schnees uns zu betäuben. Die Millionen Sonnen der Kriſtalle erſchöpften unſere Augen und gaben uns wundervolle Träume von duftenden Roſen in blaſſem Lila, von amethyſtenen tropiſchen Schlinggewächſen und vom hellen Grün der Wälder. Die Pferde gingen ſeit vielen Stunden im Schritt. Der Kutſcher ſchlief, zuweilen wachte er auf und ſchlief wiederum. Immer neu hinzutretende Bergesgipfel verſammelten ſich unter dem Himmelsmeridian, an dem wir Schneeſterne zu ſehen glaubten, bis der Mittagsdunſt nur noch Form und Farbe aller Dinge ahnen ließ.

Fern aus dem Tal erklang vom letzten Tannen-

wald her, den wir zurückgelaſſen hatten, das unermüdliche Gurren einer Taube. Wir mußten lange zuvor ohne Bewußtſein den unruhvollen ſtürmiſchen Luſtrufen über den weißen Fluren gelauſcht haben, doch der dunkel gurrende Geſang war tief in unſre Herzen eingedrungen.

Jetzt wandte mir Blanche das Geſicht zu. Ihre Augen ruhten unbeweglich und ſtreng fordernd auf meinen Augen. Ich näherte mein Geſicht dem ihren, Stirn an Stirn betrachtete eines ſtarr die Lippen des andern, bis unſere Münder aufeinandertrafen. Unverhüllt flehten jetzt die Hände um die Berührung des Körpers, die Knie zitterten an den Knien. Mein Mund benetzte die Hände, die ſich nicht wehrten, mit Feuchtigkeit, den hingegebenen Hals, den rauhen Stoff des Kleides, der die Bruſt umſpannte. Während ich dann das Geſicht in den Schoß des Mädchens preßte und ein Traumbild von Luſt und Vernichtung meine Seele durchkreuzte, erklang vom Tal wie Erinnerung das unermüdliche Gurren der Taube ...

Wir hatten Strohſäcke und Decken über dem Schnee vor der Hütte ausgebreitet. Dort lagerten

wir, nachdem unſer Mahl ſchnell verzehrt worden war, ohne das Schauſpiel der zerklüfteten Welt um uns her zu betrachten. Längſt war der Schlitten umgekehrt und zu Tal gefahren.

Die Einſamkeit und die Welthöhe, in der wir lagerten, verſtärkten unſere Begierde. Von den Stirnen bis zu den Spitzen der Füße berührten ſich unſere Körper. Sie auch nur ſekundenweiſe zu trennen, war ein Schmerz ohnegleichen, denn ſie ſchienen für die Ewigkeit aneinandergekettet zu ſein. Die wunderbare Gier, die ſich uns beiden geoffenbart hatte, der pfeilſchwarze Gedanke an das Tal der Ängſte, des Verrats und der Nöte, die ſchattenloſe, herbe und unbarmherzige Hitze über den Schneefeldern, dieſe Antriebe der Luſt verwandelte unſere Empfindung zu einer Raſerei, in der wir nackt zu ſein wünſchten wie die Berggottheiten der Heiden. Ich hatte Blanches Kleid geöffnet und mein Geſicht in ihre Bruſt getaucht. Mit einer demütigen Freude, die faſt ein Erſchrecken war, nahm ich die reichen Naturgeſchenke entgegen, die der Körper dem Körper darzubringen vermag: den Genuß und den Duft der Haare, die Zärtlichkeit der aneinandergepreßten Schläfen und Stirnen, die hundert, aberhundert Wunder

des küſſenden Mundes, Hand, ſchöngeſchwungene Hüfte, Knie und Bruſt.

Wir ſanken in die Knie, wir umarmten uns mit einem ſchmeichelnd-milden Kuſſe.

„Alles ... alles!“ flüſterten wir, fragten und antworteten wir uns.

„Alles ... alles!“

Wir ſtanden auf und blickten in das Gewirr der Täler, hinweg über das Aderwerk der Bäche und Quellen und hinauf zu den ungezählten Bergesgipfeln unter dem ſchäumend goldenen Schnee.

6

Eine Möwe, verlockt von der Torheit ihrer Liebesſinne, hatte ſich aus dem Tal des Fluſſes zu ſo großer Höhe verirrt. Im Eingang der Hütte ſchritt ſie wippend auf der Schwelle und ſandte ſpähend den Blick ihres rötlichen Auges zu unſerm Lager hin. Verwundert hoben wir die Köpfe aus der Traumumſchlingung dieſer letzten Stunde. Ich hatte noch eben gemeint, eine Flöte zu hören, deren Töne weiße Vögel mit klug aufmerkenden rötlichen Augen um den Hirten verſammelten, zu deſſen geöffneter Taſche aus Lamm-

fell sie aufflogen, um die Körner zu picken; ihr dankbares Gurren in die Musik der Flöte mischend hatten sie das Haupt des Freundes umkreist und waren entschwunden.

„Die Möwe ...“ flüsterte Blanche. Doch schon der Worthauch hatte das Tier erschreckt, es hob die Flügel, flatterte in der Luft vor der Hütte und ließ sich mit kleinen Schreien in die Niederungen hinab, aus denen die Törichte entwichen war.

Blanches Stirn sank aufs neue in meine Hand. Ich sah an der Strahlenschräge vor der Tür, daß der Mittag längst von den Bergen geschieden war.

Blanche lachte still in meine Hand hinein.

„Warum lachst du, Blanche?“

„Ich habe geträumt ... Ich sah einen weißen Vogel auf der Schwelle unserer Hütte, und hinter seinen Flügeln stand eine Felswand dicht, ganz dicht, als sei der Vogel angenagelt an den Stein.“

„Süße Blanche, du hast nicht geträumt ... Eine Möwe stand eben am Eingang unsrer Hütte ...“

Blanche lachte. „Was Sie für Unsinn reden! — Gehen Sie! Bereiten Sie das Mahl! Ich bin

hungrig wie eine Wölfin, denn ich habe ein Zwillingspaar geſäugt.“

Sie ſah mir lachend auf die Lippen, was ich ſagen würde. Ich nahm küſſend von Blanches Lippen Abſchied und ich trat vor die Hütte. Der Schnee, deſſen obere Schicht in der Frühlingswärme geſchmolzen war, hatte ſich in der Nachmittagskühle gefeſtigt. Die Sonnenſtrahlen waren gelb und kraftlos geworden, und der Himmel zitterte im Verlangen nach dem erſten Stern.

Ich breitete die köſtlichen Vorräte aus, die blutigen Schnitten des Roaſtbeefs, die Koteletten, deren Fett gefroren war, das Weißbrot mit der faſt verbrannten Rinde, die im Gelee erſtarrten Forellen und die Pfirſiche mit der im Schnee gekühlten ſchäumenden Sahne. Mit der heidniſchen Gier, mit der wir geküßt hatten, zermalmten wir das blutende Fleiſch der Tiere in unſern Zähnen, ſchlürften die überfließenden Früchte und tranken die Milch, die eine Beziehung zum Urſprung alles Lebens, Zeugung und Geburt, gab. Wir lachten wie unſinnig über jedes Wort, das wir ſprachen, und während wir aßen und ſprachen, betrachtete der eine die Lippen des andern.

Die Schatten, die unſere Körper warfen, ge-

mahnten zum Aufbruch. Mit ſanftem Erröten der weſtlichen Berge kündete der Abend ſich an. Ich ordnete die Hütte, atmete noch einmal den trockenen Duft des Heues, auf deſſen Pfühl wir glücklich geweſen waren, ſchnallte die Wandertaſche auf den Rücken und die Schneeſchuhe an die Füße.

Schon war Blanche, die in der zunehmenden Kälte den Kragen ihres Jacketts hochgeſchlagen hatte, den erſten Abhang hinuntergefahren. Ich folgte ihr, ich ſah ſie fallen, neben ihr kam auch ich zu Fall. Wir trafen uns im Schnee. Wir umarmten uns, vergruben uns in das wunderbare Element, das uns umgab, bis wir uns gegenſeitig erhoben und unſere Kleider vom Schnee reinigten. Seufzend bemerkten wir, wie matt unſere Glieder geworden waren. Doch nun zeigte ſich der dem verſunkenen Geſtirn benachbarte Planet, und alle Umriſſe, Hügel und Tal, wurden ungewiß in der Dämmerung. Unter lachenden Küſſen ermahnten und beſchworen wir uns zur Anſpannung aller Kräfte.

Was nun in der ſchattenreichen Dämmerung begann, war eine ſchreiende Luſt an der Schnelligkeit! Wie auf Wolken in die Tiefe geriſſen, ſanken wir hinab, tiefer und nichts als tiefer von Hügel

zu Hügel, mit der Tiefe wettlaufend, zielend wie Pfeile nach tiefer, tiefer Welt! Die erſten Hütten der Alm geiſterten an uns vorüber. Der erſte Wald ward umbogen, ein Sprung in ungewiſſen Schnee, und die hohen, frohen Rufe: „Tiefer! Hinab! Hinunter! Tiefer! Ins Tal!“ Unten in den Wäldern flogen ängſtlich rufende Nachtvögel, längſt bevor wir ſie erreicht hatten, und Tauben mit hölzernem Flügelſchlag aus den Baumkronen empor, auf denen ſie vertrauensvoll, daß keine Menſchennähe ſie noch ſtöre, der Nacht entgegengewartet hatten. Und im erſten, ſchräg abfallenden Dorfe preßten ſich geiſterhaft dumpfe Geſichter erſchreckt gegen die Fenſter.

Aber hier war das ungewiſſe Reich der Nacht für uns hereingebrochen. Die Dunkelheit begann das Brauſen des tiefer gelegenen Stromes und der hundert Frühlingsquellen in unſer Ohr zu ſenden. Die Sterne waren da, unermeßlich in ihrer Zahl, doch war die Lichtſpende gering, die ſie den Wanderern gewähren wollten. Wir verirrten uns, Blanche aber hob die leuchtende Hand.

„Hier! Hier! Tiefer! Wieder und immer tiefer! Ich kenne den Weg!“

Der Mond erhob ſich über dem jenſeitigen Berge,

in seinem Aufstieg groß und glühend wie ein junger zorniger König; sobald er sich aber vom Rand des Gebirges abgelöst hatte, mit jedem unserer Atemzüge in der Sternenluft zerschmelzend, bis er die friedevolle Form, Farbe, Bahn und Würde seiner Gestalt wiedergefunden hatte. Nun stieg er langsam höher und erleuchtete den Wanderern den Pfad, die, seinem Weg entgegen, in die Tiefe strebten. Endlich waren wir auf der Brücke des Flusses angelangt, die kein Schnee mehr bedeckte. Ich schnallte die Schneeschuhe von Blanches und von meinen Füßen, wir bückten uns, und unsere Haare berührten sich.

Jetzt aber, wie wir die Schneeschuhe auf den Schultern das frühlingswarme Tal durchquerten und den Weg über die Wiesen hinaus zum Schloß beschritten, waren wir schweigsam und ernst geworden.

7

Das Glück, das ich während der nächsten Wochen durch Blanche genoß, erzeugte in mir eine Erbitterung gegen die Ideale meiner Knabenjahre, gegen Christine und meinen Lehrer und Freund, den Doktor. Wie? So nahe war die Befreiung von

den Qualen gewesen, die ich in den letzten Jahren Tag für Tag, fast Stunde für Stunde hatte erleiden müssen? So simpel war die Entwirrung zahlloser Rätsel, die mich bedrückt hatten und für die ich keine Antwort finden konnte? Nichts anderes war notwendig als dieses Wenige: daß zwei Menschen verschiedenen Geschlechtes einander ihre Körper zum Austausch der erlösenden Lust schenkten? Hatte die Natur nicht Mann und Weib beinahe gleichmäßig an Zahl auf dem Erdenplan verteilt? Weshalb also diese furchtbaren Gebote der Keuschheit, der „Reinheit", wie wir, Christine und ich, in unsern Gesprächen ehedem es genannt hatten, der Scham und der Geheimnisse? War ich nicht „unrein" gewesen, als ich mich in fruchtlosen Kämpfen und Zerstreuungen nutzlos vergeudet hatte? Hieß es nicht die Geisteswelt herabsetzen, das Studium, die landwirtschaftliche und die sportliche Betätigung in der Natur, wenn man sie alle nur als Betäubungsmittel gegen jene Schmerzen ansah, die in den Gliedern der Jugend brannten? Was also war von Nöten gewesen, um diese immer wachen Schmerzen zu dämpfen? Nichts anderes als ein Mädchen mit allen wunderbaren Körperzeichen seines Geschlechts, ein Menschentier mit

fließend langem Haar, mit weichen Büſten und mit der einfachen Schönheit ihres Schoßes, nichts als eine gebrechliche Hütte dazu im Gebirge oder ein ſchmeichelndes Liebesſchleichen nachts auf der Treppe.

Ohne etwas von dieſer Kampfſtellung gegen die Ideen unſerer Jugend zu ahnen, ſagte Baron Steinſtetten eines Tages bei Tiſch:

„Es wird Sie gewiß freuen, Walther, zu hören, daß uns der Doktor auf ſeiner Rückfahrt aus Rom mit allen ſeinen Kindern für einen Tag beſuchen wird.“

Chriſtine ſah mich bei dieſen Worten mit ſtrahlend frohen Augen, mit dem Blick einer Mutter an, deren Kinde eine freudige Überraſchung zuteil wird.

Ich ſenkte die Augen und erwiderte kalt:

„Ich freue mich ſehr, Herr Baron, den Doktor und meine alten Kameraden noch einmal wiederzuſehen. Ich muß allerdings geſtehen, daß ich in der Zeit unſrer Trennung zu ganz andern Anſichten über das Leben gekommen bin, wie der Doktor ſie uns lehrte.“

Chriſtine ſah mich an, ſprachlos vor Verwunderung. Dann, nachdem ſie ihre Faſſung wiedergewonnen hatte, fragte ſie:

„Inwiefern biſt du denn plötzlich zu ganz andern Anſichten gelangt?“

„Ich habe eingeſehen, Chriſtine, daß die ſittlichen Prinzipien, nach denen wir erzogen wurden, nichts anderes als die Überreſte eines barbariſchen Zuſtandes der menſchlichen Moral ſind.“

Chriſtine blickte ihren Vater an, blickte Blanche, ja ſogar die holländiſche Hausdame an — Blanches frühere Erzieherin, welch letztere wie gewöhnlich, ohne irgendwie auf das allgemeine Geſpräch zu achten, ſich rieſige Portionen auf die Teller lud, in den Zwiſchenzeiten mit zwei ſcharfen Zähnen Brot kaute und nur zuweilen kleine Bemerkungen und Seufzer ausſtieß, wie: „Gott, dieſe Dienſtmädchen! — Nein, wieder die Klara! — Alſo eine Hitze!“

„Ich erinnere mich gut,“ ſagte Herr von Steinſtetten vermittelnd, „in Ihren Jahren ebenfalls ſchnell meine Grundanſichten über das Leben, beſonders über moraliſche Prinzipien geändert zu haben. Gerade der Aufenthalt in einem Hochgebirgsklima wie dem unſern hier bewirkt leicht einen etwas impetuöſen Gedankengang. Erinnern Sie ſich an Nietzſches Aufenthalt in Sils Maria!“

Er wandte ſich höflich an Chriſtine:

„Du mußt dich hierüber nicht wundern, Chriſtine.“

„Verzeih, Vater,“ entgegnete Chriſtine mit einer ungewöhnlichen Heftigkeit, „hierüber werde ich mich nun durchaus wundern! Du mußt nämlich wiſſen, daß Walther und ich in faſt hundert Geſprächen, gerade noch in den letzten Zeiten in Friedrichsaue, dieſe Prinzipien des Doktors gebilligt haben und uns gelobten, ihnen in jedem Lebensalter treu zu bleiben.“

„Da ich mich in den wichtigſten Dingen des Lebens getäuſcht finde, indem ſich alles in der Wirklichkeit ganz anders anläßt, wie wir es vom Doktor gehört haben, ſo ſehe ich mein Gelöbnis als ungültig an, Chriſtine.“

Blanche vollführte einen wahren Tanz mit ihren Augen: ſie ſchielte nach allen nur denkbaren Kunſtregeln über die Naſe hinweg, über die Schläfen hinweg, demutsvoll, beluſtigt, ärgerlich, Beſcheidenheit, Verlegenheit, Unverſtändnis, Ratloſigkeit und Beifall vortäuſchend.

„Sprechen wir doch einmal konkreter,“ ſagte Baron Steinſtetten vermittelnd mit der ihm eigenen Sachlichkeit. „Von welchen Dingen meinen Sie beiſpielsweiſe, daß ſie ſich anders in der

Realität anlaſſen, als ſie Ihnen vom Doktor gelehrt wurden?“

„Das Gebot der Keuſchheit zum Beiſpiel, Herr Baron! Augenſcheinlich will die Natur, daß der Menſch in der Jugend unkeuſch iſt, ſonſt hätte ſie ihm nicht ſolch einen leidenſchaftlichen Trieb dazu eingeflößt.“

Jetzt ſpitzte ſogar die Hausdame die Ohren und hielt die Zeit für gekommen, mit einem „Ach, wie es hier zieht!“ heftig zu erröten.

Mit einem Ausdruck vollkommenſter Überraſchtheit ſuchte Chriſtine in meinem Geſicht eine Erklärung meines veränderten Weſens. Blanche hingegen blickte mir jetzt unbefangen und intereſſiert auf die Lippen, was dort noch weiterhin Fürchterliches geſprochen werden würde.

„Da haben Sie allerdings gleich das ſchwierigſte Problem berührt,“ antwortete Baron Steinſtetten.

„Aber auch das wichtigſte, Herr Baron!“

Steinſtetten ſah ſinnend auf ſeinen Teller. Er ſchien unter dem Tiſch qualvoll, wie es ſeine Art war, die Hände zu ringen.

„In der Jugend erſcheint es einem als das wichtigſte. Später nicht mehr.“

„Später,“ wiederholte ich, und es lag in dieſem

Wort die Verachtung der Jugend gegen den Ablauf der Zeit.

„Sie haben recht mit Ihrer Zurückweisung meines Später," entgegnete Steinstetten. „Es ist eine schlechte Angewohnheit der Alten, mit Fangstricken der Zeit die Jugend zurückreißen zu wollen, denn ihrer ist der unermeßliche Raum!"

Er fügte nachdenklich hinzu:

„Und vielleicht haben Sie auch recht mit dem, was Sie über die Keuschheit sagten. Aber es ist etwas schmerzlich für einen Vater, der Töchter hat, das hören zu müssen."

Eine Stille trat ein.

Beschämt senkte ich die Augen.

„Es ist auch schmerzvoll für die Töchter," sagte Christine kalt.

Man erhob sich. Man entfernte sich.

Blanche ließ ihre Nasenflügel spielen, wobei sie die Augen schielend darüber hinwandern ließ. Sie sagte: „Sie sind mutig wie alle sehr dummen Menschen!" und sie ging davon.

Ich sah ihr nach. Sie richtete jedesmal, wenn sie die Mitte des Zimmers durchquerte, den Blick seitwärts zu den Fenstern. Mir schien, sie lache in sich hinein. Ja, mir war, als sie das letzte der

Zimmer durchquert hatte, daß sie sich kaum noch aufrecht halten konnte vor Lachen.

Des Nachts hatte ich in gedämpftem Ton ein Gespräch mit Blanche, deren Gesicht in der Dunkelheit nur einen matten Schein hatte.

„Du mußt fort von hier," flüsterte sie mir zu.

Ich wagte nicht zu atmen. Dieses Wort, das ich gefürchtet hatte, es war da.

„Soll es die Strafe sein für heute mittag, Blanche?" fragte ich.

„Ja. Es soll die Strafe sein. Ich seh' es noch kommen, daß du dich eines Tages meinem Vater als Schwiegersohn zur linken Hand vorstellen wirst. Nein. Danke."

„Blanche, ich schwöre dir, ich will —"

„Du schwörst, du schwörst!" unterbrach mich Blanche leise lachend. „Deinem Doktor hast du ewige Treue geschworen und hast sie gebrochen! Christine hast du ewige Treue geschworen und hast sie gebrochen, wie ich nur die Hand auf deinen Mund legte! Nein, kleiner Freund, du mußt fort, schleunigst, schleunigst!"

„Wann sehen wir uns wieder, Blanche?" fragte ich flehend. „Wo?"

Blanche legte die gefalteten Hände unter den

Nacken. Sie antwortete nicht. Ihre Blicke wanderten im Zwielicht an der Zimmerdecke einher.

„Blanche! — Wann? — Wo?“

Sie antwortete nicht.

Dann nahm sie meinen Kopf in ihre Hände. Sie zog ihn lächelnd und sanft an ihre schöne Brust.

8

Vor Sonnenaufgang, fast in der Nacht noch, ritten wir, Christine, Blanche und ich, auf der breiten Fahrstraße, am Fluß entlang, talabwärts, der Bahnstation zu. Der Himmel war von Wolkenkämmen bedeckt, der Föhn machte die Luft bedenklich leicht, feucht und warm. Längst war der Schnee in den Niederungen geschmolzen. Oben aber auf Bergeshöhen taute es allenthalben, in den Nächten, an den Tagen, mit Wut. Bäche, Quellen, Wasserstürze zeigten ein sehnsuchtsvolles Bestreben, sich grollend über die Last, die sie tragen mußten, in den mütterlichen Fluß zu ergießen, dessen grüne Flut mit zunehmender Breite das Tal durchströmte. Am Rande der Gefälle lagen die jüngst erblühten Blumen von der Wasserfülle geknickt, die über ihre Köpfe dahingeglitten war.

Ich ritt leidumwölkt in der Dunkelheit dieses

Morgens zwiſchen den beiden Schweſtern einher, die mich zum Abſchied geleiteten. Der ſcharfe Geruch von den erhitzten Pferden, die allzu friſch, mit weißen Augen, im Zwielicht ihren Weg ſuchten, vermiſchte ſich mit dem Duft aus Mädchenhaaren. Wir ſprachen lange kein Wort, nur zuweilen, ſobald wir die erſten Milchwagen aus den Dörfern überholten, tauſchten wir Grüße. Die Schweſtern, wenn ſie die Geſichter der Fuhrleute nicht erkannt hatten, drehten ſich um. „Es war der junge Zeller! — Es war Reut!“ riefen ſie ſich zu und ſie ließen noch einmal verſtärkt ihr „Guten Morgen, Zeller! — Guten Morgen, Reut!“ erklingen. Den gewaltigen ziehenden Ochſen vor den Wagen gaben ſie wohlwollende kleine Peitſchenhiebe, und ſie trieben eine Ziegenherde, die unſere Straße füllte, mit ſonorem „Ohra! Ohra! Ohra!“ auseinander. Bei zunehmendem Tageslicht hielten ſie in den Dörfern vor den Kramläden oder Bauernhäuſern, klopften an die Fenſter und riefen ihre kleinen Beſtellungen in die Häuſer. Wenn ich dann Chriſtine beobachtete, wie ſie ritt, wie ſie mit dem Volk ſprach, wie ſie reitend in dieſer Landſchaft lebte, atmete und handelte, ſo hatte ich die trübe Empfindung, nichts von ihr, von ihrem Weſen und Daſein zu wiſſen;

auch nichts von ihrem Vaterhaus; nichts von ihrem Vater dort oben im Haus; nichts von ihrer Schweſter, in deren ſchönen Armen ich noch dieſe, die letzte Nacht gelegen hatte.

Blanches Weſen zumal erſchien mir rätſelhaft. Ach, ſo einfältig wie in den erſten Tagen unſrer Bergtour erſchien mir die Beziehung der Geſchlechter nicht mehr. Wie ſchwer war es für einen Mann, ein Mädchen wie Blanche zu verſtehen! Wie ſie dahinritt, hatte ſie das Ausſehen einer jungen Frau, die glücklich und heiter iſt; die mit kleinen ſummenden Tönen aus ihrem Mund gegen den warmen Wind einherreitet und zuweilen eine Strähne ihres Haares mit dem Handſchuh glättet; die immer ein beluſtigtes Lachen unterdrücken muß über einen Gedanken in ihrem Innern, der ſie zu erwärmen, zu durchleuchten und mit heiterer Freude zu erfüllen ſcheint. Wie ſchwer war es für einen Jungen, der ſich dünkte, in dieſen Tagen ein Mann geworden zu ſein — wie ſchwer, ein Weſen wie Blanche zu verſtehen, ein Menſchentier mit fließend langem Haar und weichen Brüſten!

Als die erſten Bergesgipfel hinter uns in einem heiß anmutenden Licht hell zu werden begannen,

enteilte uns Blanche, kreuz und quer über die Wieſen galoppierend, mit einem kleinen grauſamen Lächeln in den Mundwinkeln die Weide knickend, mit Luſt das Eigentum der andern vernichtend. Vergebens wurde ſie von der Schweſter auf den Weg zurückgerufen. Bald war ſie in der Dämmerung unſern Blicken kaum noch ſichtbar.

Jetzt erkannte ich mit einem faſt tödlichen Erſchrecken, daß Chriſtine und ich zum erſtenmal ſeit jenem kleinen Geſpräch am Fenſter wieder allein waren. Ich war nicht feige, denn ſo groß auch immer mein Verrat an ihr geweſen war, ich fühlte mich ja im Rechte meiner Jugend, dennoch war mir ſehr bang und gewiſſensſchwer in dieſer Stunde zumute. Doch Chriſtine zeigte ſich nicht mehr hart und vorwurfsvoll wie bei jenem Tiſchgeſpräch mit ihrem Vater. Während wir im langgeſtreckten Schritt ritten, fragte ſie freundlich und teilnehmend nach meinen Zukunftsplänen. Nur zuweilen, ſo ſchien es mir, in den Geſprächspauſen, ging ein Schaudern über ihren Körper, als fröſtelte ſie in der Kälte zukünftigen Schickſals.

„Du wirſt arbeiten, Walther — und ſchnell dein Examen machen, nicht wahr?“ fragte ſie, während ſie einer Herde von Rehen nachblickte, die auf-

geſcheucht die bewaldeten Höhen jenſeits des Fluſſes erſtrebten.

„Iſt es ſo wichtig," antwortete ich trübe, „das Examen ſchnell zu machen?"

„Nicht das Examen iſt wichtig für dich, Walther," belehrte Chriſtine freundlich, „aber Wiſſen zu ſammeln tut dir gut. Du wirſt einen Überblick über vieles gewinnen und dort Sicherheit erlangen, wo du heute noch ſchwankend biſt in deinen Zielen."

„Ich hatte ein Ziel in meinem Leben —"

„Nun? Welches?"

„Dich, Chriſtine."

Chriſtine ſah mich an, aufmerkſam und eigentümlich ſtolz in dieſem Augenblick.

„Und nun? — Du haſt es nicht mehr, dieſes Ziel?"

Ich ſenkte die Augen. Ich ſpürte eine Todesbläſſe auf meinem Geſicht.

„Nein. Nicht mehr."

Chriſtine antwortete nicht. Aufrecht auf dem Rücken ihres Pferdes ſitzend, ging ihr Blick zu den entfernteſten Waldgipfeln im Tal. Dann aber glitt wieder dieſes Erſchauern über ihren Körper. Sie ſenkte den Blick und ſah zur Seite, auch ſie.

Nach langem Schweigen legte ſie ihre Hand auf meinen Arm.

„Höre, Walther, ich will dich nicht! Es berührt nicht mein Gebiet, ob du dieſes oder jenes Mädchen liebſt und küßt. Werde glücklich mit deinen Trieben, deinen Küſſen.“

Ihr Geſicht wurde nun ſtreng und hart. Mit dunkler, aus der Tiefe dringender Entſchloſſenheit fuhr ſie zu ſprechen fort:

„Ich will nur eines — ich kann nicht leben ohne das — hörſt du? Sei fern von mir, ſei mir nahe, das iſt ohne Bedeutung! — Aber zu meinem Daſein brauche ich deine Reinheit, deinen unzerſtörten Charakter, deine innerlichſte Unbeflecktheit — Walther, um leben zu können: ich brauche unſere gemeinſame Jugend ... Still! Da iſt Blanche.“

Ich wollte Chriſtine in meine Arme reißen, ihr Geſicht, ihre Hände mit Küſſen der Reue bedecken — ich war genötigt, ſtill auf dem Pferd zu verbleiben, ſchaudernd jetzt auch ich vor der Kälte zukünftigen Schickſals.

Blanche ließ lächelnd die Augen von mir zu Chriſtine ſchweifen.

„Wir müſſen uns beeilen!“ rief ſie uns zu. „Sonſt iſt der Zug vorüber, und der arme Walther muß dann noch länger bei uns bleiben!“

Wir ritten ſchweigend im Trab zur Bahnſtation.

Ich übergab dem Knecht, der meinen Koffer dorthin gefahren hatte, das Reitpferd.

Läutend, um Menſch und Tier zu warnen, kam der Gebirgszug angefahren. Ich reichte Chriſtine die Hand, ich dankte ihr mit leiſen Worten für ... für Unendliches.

Blanche betrachtete unſere Verabſchiedung intereſſiert, freudig ſchielend, mit kleinen, ſchnellen Blicken.

„Adieu. Leben Sie wohl!“ ſagte ſie kühl und ſie beobachtete mein Geſicht leichthin, wobei ſie die feinen Nüſtern dehnte.

Wir winkten uns zu. Blanche legte den Arm um die Schultern der Schweſter, aber Chriſtine trat zur Seite. Sie winkte ſchneller und ſchneller, faſt unbeherrſcht ihren Gruß, ihre Liebe nach.

Kurz bevor der Zug in den Tunnel bog, ſah ich noch einmal dieſes geliebte, nun erhellte Tal. Ich nahm Abſchied von dieſer Landſchaft, über der ſich die lichte Schwermut eines zartbewölkten Frühlingsmorgens ausbreitete.

Angelina und Marianne

1

Die folgenden zwei Jahre verbrachte ich einſam in einer größeren ſüddeutſchen Univerſitätsſtadt. Ich lebte mit meinen Gedanken ganz bei jenen Menſchen, die mir während meiner Jugendzeit nahe und teuer geweſen waren. Jeder, der einſt die rötliche Erde unſers Schulgutes beſchritten hatte, erſchien bedeutſam, mochte er Lehrer, Holzfäller, Dienſtmagd, Schüler oder Landarbeiter geweſen ſein. Immer ſah ich ſie in einer goldgrünen Atmoſphäre handeln und wirken, umſponnen von einem Vorabendlicht ohne Melancholie. Des Nachts waren ſie in meinen Träumen. Die Art, wie ſie ihre Hände rührten, ihre Stirnen falteten, ihre Sprache und ihr Lächeln, alles trug den Heiligenſchein ſchöner Vergangenheit. So erinnert ſich der Apoſtel gemeinſamer Wanderungen, Nachtlager, Seefahrten und Speiſungen, als noch die hurtigen Sandalentritte der Glaubensbrüder den

Tag mit donnernder Freude erfüllten. Unter den Erinnerungen im Leben eines Mannes werden immer jene den Vorzug haben, die einer festbegrenzten Landschaft und auf ihr einer Gemeinschaft gleichgesinnter Kameraden gelten. Nichts vermag das Leben eines Mannes so mit schöner Erinnerung zu erfüllen, wie es die kameradschaftlichen Gemeinschaften großen Stiles, die Vereinigungen in einem freundschaftlichen Ideal vermögen.

So geschah es, daß Blanche, die unserer Gemeinschaft nicht angehört, ja gegen sie Stellung genommen hatte, in meinem Herzen verblaßte, daß aber Christines Wesen mit jedem zunehmenden Tage mächtiger in mir wurde und mit ihr das Wirken und Wollen des Doktors.

Blanche schrieb selten und Nichtssagendes, Christine und der Doktor schrieben niemals. Aber ich spürte aus dem Stillschweigen des Lehrers und der Schülerin, wieviel Liebe, mochte es auch Liebe des Zornes und der Trauer sein, immer zu mir herwehen wollte, und wie sie in Wegesmitte verhauchend umkehren mußte.

Der Eros der großen Städte hatte mich in eine verzweiflungsvolle und hochmütige Einsamkeit

zurückgetrieben. Was ich auf Bergesgipfeln erlebt und empfunden hatte, war aus anderm Stoff gewebt als das, was mir in den Straßen, Kast- und Vergnügungsstätten der großen Städte als Liebe entgegentrat. Längst hatte ich angefangen, an der Erkenntnis jener Gebirgstage irre zu werden, die Stadt hatte mich abermals zu der stolzen Enthaltsamkeit meiner Knabenzeit bekehrt. Denn nachdem ich achtlos an Christine vorübergegangen war, um Blanche zu finden, suchte ich beschämt nicht mehr Christine selber, sondern ein Geschöpf, welches dem Bild gliche, das ich mir in meiner Jugend von ihr gemacht hatte. Es waren jene Frauen, in deren Umarmungen eine zweckvolle, üppige und großgerichtete Sinnlichkeit waltete. Ich sah sie in meiner Phantasie diese Gebärde vollführen: die starken Arme um meinen Hals geschlungen, mein Gesicht gepreßt an ihre mütterliche Brust, und ich hörte sie die Worte sprechen: Mein Kind, mein Mann! Unter der Gewalt einer solchen Umarmung zu stehen, das hieß, so schien es mir, unter dem Sternbild Christines zu stehen.

Jedoch es blieb mir versagt, einer Frau wie der erträumten zu begegnen, und so war die Stunde nicht mehr fern, wo meine Reue vor Christine

und dem Doktor knien werde. Ich überlegte oft, wieviel Jahre insgesamt ich mich freiwillig im Knabentrotz von Christine geschieden hatte, wieviel Jahre nun wiederum dahingegangen waren, wo meine Schuld, meine Treulosigkeit und der Wankelmut in meinen Grundsätzen uns schieden. Dies alles lastete schwer auf meinem Gemüt. Ruhte ich nachmittags, nach den Arbeitsstunden im geologischen Institut, in meinem Zimmer aus, so sprang ich oft mit einem kleinen Schrei in die Höhe, denn im Halbschlaf war mir das Fließende, Entrückende und Unwiederbringliche des Zeitenablaufs ins Bewußtsein getreten. Durch das offene Fenster drang der Duft der herrschenden Jahreszeit, die immer die Schwermut der kommenden, die sie ablösen würde, ahnungsvoll in sich barg. Noch aber war es Zeit, zu den reinen Quellen meiner Jugend zurückzukehren: zu meiner großen Mutter — das war mir Christine; zu meinem großen Vater — das war mir der Doktor. So bereitete ich alles in meinem Herzen, was immer es an Sehnsucht, Reue, Drang zur Reinheit, Unbeflecktheit und Wahrheit in sich barg, für jene Umkehr und Versöhnung vor, die kommen mußte.

Mein Plan war dieſer: ich hatte aus Blanches Brief erfahren, daß Chriſtine den Doktor in den letzten Tagen der großen Sommerferien beſuchen werde. Den Juli gedachte ich nun bei meiner Mutter und Angelina auf unſerm Gut zu verbringen, dann aber, von der ſchönen Natur unſers Beſitzes gekräftigt und erfriſcht, zurückzuwandern in das Land unſerer, Chriſtines und meiner Jugend. Dorthin wollte ich gelangen, ganz mit den Wandergewohnheiten der Schuljahre, einen Ranzen auf dem Rücken, die Eiſenbahn nach Möglichkeit ſparend und, wenn die Witterung es erlaubte, in den kühlen Wäldern, auf Wieſen und Heuböden übernachtend, immer im Einklang mit freundlichen Geſtirnen, ſchönen Wolken und Blumen, ſanften Tieren und ſchickſalergebenen Menſchen.

2

Nun war ich in den Sommerferien auf unſern Landſitz zurückgekehrt. Meine Mutter hatte ich bereits begrüßt. Lange hatten wir Tee getrunken: von vier bis ſieben Uhr!

Wie ſeltſam das war! Du mußteſt zwei Stunden mit dem Wagen über die Felder fahren, und neben

dir saß deine lächelnde Schwester Angelina mit ihrem großen weißen rosengezierten Strohhut, war schüchtern-rot und glücklich, und wie sie plaudern konnte, wie sie schwatzte! Wie süß das war!

Jetzt ging ich, eine Zigarre rauchend, an den Blumen riechend, von den sandigen, feuchten Erdbeeren kostend, im Garten spazieren.

‚Wohl! Wohl!‘ dachte ich. ‚Ich werde friedvolle Tage hier haben und nach ihnen werde ich die Geliebte meines Lebens wiedersehen‘ — mehr dachte ich nicht.

Alle auf dem Hof und im Schloß begrüßten mich so freundlich und — merkwürdig! — Männer und Frauen, alle erröteten.

„Guten Tag, Marie. Guten Tag, Wilhelm Gaude — geht es dir gut? — Ja, ich bin wieder hier.“

Wie Schwalben schwirrten die Worte der Begrüßung und der Segnung durch die Abendluft.

Bald jedoch war es einsam um mich. Ich machte vor der Umzäunung des Parkes halt, sah über die Felder und blies den Rauch meiner Zigarre durch das Holzgitter.

Eine junge Bauernmagd stand auf der Wiese, einem braunen Rind gegenüber, das wie nach

einer Zwieſprache die Stirn geſenkt hatte. Die Magd hielt einen Roſenſtengel im Mundwinkel. Bedächtig nahm ſie die rote Roſe aus dem Mund und ſtreckte ſie der Kuh hin. Als aber das Tier in der Blume zu atmen begann, ſchlug das Mädchen unwillig mit dem Dorn auf das weiche Maul. Das Tier brüllte zornig. Die Magd lachte.

Ich öffnete die Gartentür und ging an ihr vorüber. Das Mädchen grüßte nicht, betrachtete mich nur eigenwillig und neugierig aus ihren ſchmalen braunen Augen; ſonderbar hoch waren die Winkel dieſer Augen zu den Schläfen hingezogen. Ich drehte mich um.

„Guten Abend, Marianne.“

Marianne ſagte, ohne im mindeſten zu erſtaunen, gleichſam nur um anzuzeigen, daß ſie wüßte, wer ich ſei:

„Der junge Herr.“

„Ja, ich bin es ... Haſt du mich nicht erkannt?“

„Doch, ſchon.“

„Willſt du mir nicht die Hand geben?“

Marianne drehte an ihrer Roſe.

„Doch, ſchon,“ ſagte ſie, machte aber fürs erſte keine Anſtalten, meine dargebotene Hand anzunehmen. Dann griff ihre Hand zurück in die Luft,

gleichſam um den Weg noch etwas zu verlängern, und ruhte endlich, nach einem Bogen von oben, von der Schulter her, in meiner Hand. Ich hielt dieſe rötlich ſchimmernde Hand einen Augenblick feſt und drückte ſie.

Marianne trug einen blauen Rock und eine braune wollene Bluſe, die ihren Hals und ihre Arme frei ließ. Ihre Füße waren unbekleidet, doch Sandalen bedeckten die Sohlen, und Lederriemen umſchnürten die kräftigen Feſſeln. Mariannes Geſtalt wirkte eigentümlich nackt in dieſer Kleidung. Achtzehn Jahre war ſie alt!

„Wie geht es deinem Sohn?“

„Gut geht es!“

„Iſt er geſund?“

Marianne lachte, verſchränkte die Hände auf ihrem Nacken unter dem ſchwarzen geſchliffenen Knoten ihres Haares und zeigte ihre gierig ſchimmernde Kehle.

„Freilich. Muß er.“

„Warum muß er?“ fragte ich.

„Ein Junge muß geſund ſein,“ ſagte Marianne.

„Ja — nicht wahr? Und auch ein Mann?“

„Ein Mann muß auch geſund ſein,“ ſagte

Marianne, legte den Arm um den Hals der Kuh und beugte das Geſicht vor. Als aber das Tier ſich ſchnaubend ihrer Stirn näherte, wich ſie mit einem „Ach du!“ zurück.

„Warum biſt du denn noch nicht verheiratet, Marianne?“ fragte ich unſicher.

Marianne fuhr mit ihrer roten Zunge die Lippen entlang.

„Die Schande,“ ſagte ſie und ſie lachte, als ſei ihr ein komiſcher Gedanke gekommen.

Ich runzelte die Stirn.

„Höre, Marianne, du biſt doch zu klug, um ſo etwas zu glauben! Die würden doch alle froh ſein ...“

Marianne wurde ernſt. Sie ſchüttelte den Kopf.

„Ich bin nicht klug,“ ſagte ſie.

„So?“ fragte ich. „Was biſt du denn?“

Marianne deutete mit dem Zeigefinger auf ihre Stirn.

„Ich bin dumm,“ erklärte ſie. „Dumm geboren, nichts zugelernt.“

„Ach geh! — Du biſt nicht dumm!“

Marianne zuckte die Achſeln. Sie hatte eine eigene Art, dabei den Kopf zurückzuwerfen, ungefähr wie jemand, dem man kaltes Waſſer in den

Nacken gegoſſen hat — der ganze Körper bewegt ſich ſchlangenhaft.

„Was tut's? Man iſt jung.“

Ich lachte erregt auf.

„Ja, nicht wahr? Und geſund? So ſchön jung!“ Marianne ging ohne Gruß davon, drehte ſich plötzlich in den Hüften ein klein wenig zurück, riß ihre Roſe aus dem Mund und warf mir den Stengel, der von ihren Lippen benetzt war, ins Geſicht. Darauf ging ſie ruhig, als ſei nichts geſchehen, den Wieſenpfad entlang.

„Schöne Stille auf meinem See,“ ſang ſie.

Gott weiß, was für ein Lied das war!

Dreimal wurde auf der Schloßterraſſe mit dem Lederklöppel an den Gong geſchlagen. Die Töne erfüllten mit zitterndem Schwingen die glühend rote Luft.

Ich hob die Roſe auf. Ein Blutstropfen aus Mariannes Mund ſchimmerte am Dorn. —

„Was iſt eigentlich mit Marianne?“ fragte ich meine Mutter bei Tiſch.

Angelina ſenkte die Lider, warf mir einen ſchiefen, zaghaften, metallenen Blick aus ihren grauen Augen zu und beugte ſich tiefer über ihren Teller.

„Sie iſt fleißig," antwortete meine Mutter befriedigt, mit tiefer Stimme. „Elle ne regarde pas les hommes. Je suis bien satisfait."

„Satisfaite," ſagte Angelina.

„Was ſagſt du, Angelina?" fragte meine Mutter mit verdächtiger Höflichkeit.

Angelina ſchälte mit ihren wunderſchönen, blutleeren, ſchmalen Händen eine Melone für mich.

„Je suis bien satisfaite, maman, nicht: satisfait."

Angelina wandte den Kopf zur Seite, ſo daß der Kerzenſchein ihre grauen Augen aufleuchten machte, und fragte liebenswürdig: „Nimmſt du zur Melone Zucker, Walther, oder Pfeffer und Salz?"

Ich verſuchte noch einmal das Geſpräch auf Marianne zu lenken, doch da war eine gewiſſe Gereiztheit an unſrer Tafelrunde eingetreten.

Meine Mutter, die eine Ruſſin von Geburt war, liebte es, franzöſiſch zu ſprechen, aber ſie ſprach es immer falſch.

3

Gegen elf Uhr ſaß ich am offenen Fenſter und rauchte. Ich hatte es mir in der letzten Zeit angewöhnt, ganz ſchwere Zigarren zu rauchen.

In unſerm Schilf quakten die Fröſche, Hunde aus anliegenden Dörfern bellten, Mücken ſummten, die Sterne flimmerten berückend, berückender noch über unſern Roſenſträuchern die Glühwürmchen, die ſich in der Täuſchung ihrer Liebesſinne zuweilen meiner brennenden Zigarre näherten. Ich zählte die Viertelſtunden, die von der Dorfkirche verkündet wurden. Dort auf dem Friedhof oder unter den kühlen Flieſen der Kirche ſchliefen viele Tote unſers Landes. Die Erinnerung an Jahreszahlen wie 1705 oder 1732 ließ mich leicht erſchauern.

Dann dachte ich an Chriſtine.

Dereinſt Kinder von ihr zu haben! Vor ihrem ſchönen Blick fruchtbar und arbeitſam zu ſein! Mit ihr verbunden zu ſein in einer Welt gemeinſchaftlicher Intereſſen, bedeutſamer und geringer! An ihrer Seite reifer und älter zu werden! Durch unermeßliche Liebe ſie vor dem Weibesſchickſal frühen Alterns zu bewahren! Die zweite Generation aufzuziehen und das Patriarchenalter zu erreichen! Endlich auf jenem Friedhof neben ihr zu liegen, auf ihrem Grabſtein und auf meinem die gleiche Jahreszahl des Todes!

Doch traumhaft entwich Phantaſie. Meine

Gedanken waren bei der jungen Marianne, bei der ſchönen, jungen Marianne. Ich nahm den dornigen Stengel der Roſe in den Mund und ritzte meine Haut. Mariannes Blut vermiſchte ſich mit meinem Blut.

Ich erinnerte mich jetzt einer Geſchichte von Marianne, die ich in meiner Jugend oft gehört hatte. Sie war einſt als dreizehnjähriges Mädchen mit ihrem jüngeren Bruder des Sonntags von der Stadt aus über die Feldwege hin ihrem Heimatsdorf zugewandert. Vor der letzten Schankſtube der Stadt war ihnen ein Fuhrmann begegnet, der ſich anſchickte, mit lärmenden und gemeinen Reden hinter dem Mädchen herzugehen. Die Kinder faßten ſich in der Einſamkeit der rötlich ſchimmernden Felder an den Händen, ein wenig ängſtlich, dennoch beluſtigt über ihr Abenteuer, bis der Schrecken über die immer größere Nähe des Mannes ſie ergriff und beide zu laufen begannen, Marianne mit hochgeſchürzten Röcken, von dem voranſtürmenden Bruder am Arm gezogen. Beim Anblick ihrer Flucht brüllte der Fuhrmann auf, jagte dem Mädchen nach und warf es zu Boden. Er hatte ein widerſtrebendes Weib daheim und viele Kinder, die aus zwei Ehen ſtammten,

und er war, obwohl fünfzigjährig, kräftig wie ein Stier. Marianne aber, die er im Vorbeifahren auf den Feldern geſehen hatte, lebte ſeit einigen Wochen in ſeinen Gedanken. Der Knabe verſuchte die Schweſter weinend aus der Umſchlingung des Mannes zu befreien, doch ſeine Kräfte genügten nicht. So durchſchnitt er ſchnell wie ein Hirſch die Dämmerung, der Landſtraße zueilend, wo er drei Küraſſierſoldaten aus der Garniſon mit ihren Mädchen begegnete. In verwirrten Worten deutete der Knabe auf die Landſchaft und berichtete endlich den Vorfall. Mit einer pochenden Lüſternheit im Herzen, mit abgeriſſenen Witzesworten auf den Lippen liefen die Soldaten den Feldweg entlang, bis ſie Marianne allein, geſchändet und, wie es ſchien, leblos auf der Weide fanden. Jetzt empörten ſich doch die Herzen der drei Männer, und mit einer knirſchenden Wut in den ſtumpfen Soldatengeſichtern begannen ſie die Verfolgung des Verbrechers aufzunehmen. Andere Spaziergänger waren unterdeſſen herbeigeeilt, und bald wandten ſich einzelne Abteilungen in den Carvener Forſt, wohin der Fuhrmann geflüchtet ſein mußte. Ihre Nachforſchungen blieben in dieſer Nacht vergeblich.

Am nächſten Morgen jedoch fand man den Fuhrmann erhängt am Waldesrand.

Marianne erholte ſich geſchwind aus ihrer Ohnmacht. Sie ordnete ihr Haar, glättete ihren Wollrock und begann halb lachend, halb weinend auf den „betrunkenen Kerl“ zu ſchimpfen, der ſie, wie ſie meinte, aus nichts als Bosheit und Tücke „hinterrücks geohrfeigt“ und zu Boden geworfen hatte, denn es war ihr nicht deutlich zum Bewußtſein gekommen, was mit ihr geſchehen war. Aber einige Monate ſpäter zeigte es ſich, daß ſie ein Kind unter dem Herzen trug. Die Kunde von der verübten Untat durchflog ſchnell das ganze Land. Die Erbitterung über den Verbrecher war ſo groß, daß man ſeinen Leichnam beſchimpfte und beſpie und ſein geſchwollenes blaues Geſicht mit Füßen trat.

Um die Herbſtzeit iſt dann meine Mutter nach Carve gefahren, um Marianne kennenzulernen und ſich mit ihr zu bereden. Meine Mutter hat mir ſpäter dieſes Zuſammentreffen geſchildert. Angelina, die ſich angeboten hatte, meine Mutter zu begleiten, wurde mit Entſetzen zurückgewieſen, hingegen wurde unſere Franzöſin zur Mitfahrt beſtimmt. Kaum war der Wagen jedoch in die Carvener Landſtraße eingebogen, als es Made-

moiſelle übel zumute wurde, „mal au coeur“. Sie bat flehentlich um Erlaubnis, im Gaſthaus abſteigen und dort auf meine Mutter warten zu dürfen. Sie hatte eine lähmende Furcht vor der Gegenwart des überfallenen Kindes. In ihren unklaren Vorſtellungen von der Unſchicklichkeit dieſes Verbrechens und ſeiner Nachwirkungen ſah ſie allenthalben Gehängte an den Bäumen. Meine Mutter ſetzte alſo ihren Weg allein fort.

Es ſtellte ſich heraus, daß Marianne in der Rübenernte war. Unſer Kutſcher bedeutete Mariannes Mutter in ihrer Küche, ſie ſolle ſich von unſerm Wagen mit ihren habgierigen Reden und Klagen zurückhalten, da der „Gnädigen“ jedes „Bauerngeſchwätz“ zuwider ſei. Die Frau verblieb alſo ärgerlich in ihrem Haus, wo ſie ſich lärmend zu ſchaffen machte.

Sobald meine Mutter ſpäter Marianne erblickte, die mit hochgeſchürzten Röcken, irgendeine Laſt auf den Schultern, von den Feldern heimkehrte — „wie der gute Hirte, der das Lamm trägt“ — ſtieg ſie aus dem Wagen, nahm das ſcheu und mißtrauiſch widerſtrebende Kind in Gegenwart vieler Dorfbewohner in die Arme und küßte es auf die Augen.

Marianne war, als ſie über die Bedeutung ihres Abenteuers unterrichtet worden war, trotz ihrer anfänglichen Unbekümmertheit unruhig und leicht erregbar geworden. Die Buben zeigten auf ſie als auf eine von Gott Gezeichnete, und Spottworte wurden hinter ihr laut. Die Teilnahme der Frauen und der Mädchen ihrer dörfiſchen Gemeinde hatte einen lüſternen Charakter, prüfende Blicke maßen den Umfang ihres gequälten Kinderleibes. Marianne zuckte jetzt leicht bei jedem Geräuſch zuſammen, und nachts, wenn ſie mit ihren Brüdern und Schweſtern im Bette lag, ertönten zuweilen ihre herzzerreißenden Schreie, wofür ſie dann von den Geſchwiſtern mit den Füßen geſtoßen und am Haar gezerrt wurde. Zudem bekam ſie Schläge von ihrer Mutter wegen der „Schande“, die ſie über das Haus gebracht hätte.

Nun erzählte meine Mutter eine wundervolle Begebenheit von Marianne. Als meine Mutter ihr nämlich gerührt zuflüſterte: „Mein geliebtes Kind — was hat man Ihnen getan!“, da hat Marianne geantwortet, wobei ſie ſich unwillig mit dem Handrücken über den Mund fuhr: „Es wird's tragen! Groß wird es werden wie alle!“ Dieſes „es“ hat auf meine Mutter einen tiefen Eindruck

gemacht. „Regarde, mon enfant,“ ſo erzählte meine Mutter ſpäter, „mein Gott, wie alt war Marianne denn damals! Dreizehn Jahre in unſerm ſpät entwickelten Bauernſchlag — nicht einen Augenblick denkt ſie bei ſolch einer Frage an ſich und ihre Schande — nur wie ihr Kind einmal das tragen wird! Alles Gefaßte, Ergebene und Starke, immer wirſt du es bei den Leuten finden.“ Meine Mutter nannte das Volk immer ‚die Leute‘. — Und ſie fuhr fort: „Qu'elle soit bénie — ſie ſei geſegnet, die kindliche Mutter in der Natur und im Weltall!“ Es wurde dann beſchloſſen, daß Marianne auf unſerm Gut entbinden und hier ſpäter Dienſte nehmen ſollte.

Ungefähr ein Jahr danach ſah ich Marianne auf unſerm Gut, wo meine Mutter ſie mit der liebreichſten Fürſorge aufgenommen hatte. Sie arbeitete auf dem Feld bei der Ernte. Eine alte mürriſche Frau brachte ihr auf Geheiß meiner Mutter das Kind zum Säugen. Marianne, die Vierzehnjährige, ließ ſich auf einem Kornbündel inmitten der Mägde nieder, entblößte ihre weiße, perlende Bruſt, faßte mit der andern Hand nach hinten zur Stütze ins Korn und legte mit der Rechten den Knoſpenmund des Knaben an die mütterliche und

kindliche Quelle ihrer Brüſte. Zu mir aber blickte ſie hin, lachend, lüſtern und doch eigentümlich ſtreng, als wollte ſie ſagen: ‚Ja, ſchau nur her, ſo geht es bei uns Frauen zu, wenn wir unſere Kinder haben!‘ — mich blickte ſie an, der ſie hingeriſſen wie ein Wunder betrachtete. Und ich vergeſſe nie, wie ſie das Kind der alten Frau zurückgab, jenen Tropfen Milch, der an ihrer Bruſt haften blieb! Alle Sterne waren in der Herrlichkeit dieſes Tropfens.

Daran dachte ich und an ſo manches andere, als ſich leiſe die Tür zu meinem Schlafzimmer öffnete und gleich danach zwei Hände meine Augen bedeckten. Ich löſte ſie ſanft von meinem Geſicht ab.

Es war Angelina, in einem hellen Kimono, mit nackten Füßen.

„Sie ſchläft,“ ſagte Angelina und ſie legte den wunderſchönen Zeigefinger an die Lippen.

„Ach, Angelina,“ ſagte ich glücklich, „du biſt es? Treibſt du noch immer ſolche Scherze? Komm, ſetze dich.“

Angelina verzog den Mund. Sie machte eine ‚Schnute‘, wie wir es früher genannt hatten, und dabei verdrehte ſie kindlich blöde die Augen.

„Wohin?“ fragte ſie mit geſpielter Hilfloſigkeit.

„Auf meinen Schoß.“

Angelina ſetzte ſich auf meine Knie. Ich hielt ihren Leib mit dem linken Arm umſchlungen. Wie ſchlank ſie war! Mit dem glühenden Ende der Zigarre leuchtete ich ihr bleiches, edles, ſchweſterliches Geſicht ab, jeden einzelnen Zug beleuchtete ich. Ihr kaſtanienbraunes Haar duftete mir herbſtlich in dieſer Sommerfülle entgegen. Der Rücken ihres Kimonos bauſchte ſich im Winde.

Angelina gähnte und beim Gähnen fragte ſie:

„Langweilſt du dich?“

„Nein, gar nicht.“

„Und woran denkſt du?“

„An Chriſtine.“

„Hu — an Chriſtine! Chriſtine iſt immer ſo ſtreng. Denkſt du wirklich immer an Chriſtine?“

Ich zögerte. Ich ſeufzte.

„Ich denke heute an ein Bauernmädchen, Angelina.“

Angelina ſpitzte die Ohren.

„An Marianne? — Ja? An Marianne?“

„Ja.“

Angelina ſtützte die Ellbogen auf das Knie, legte die Wange in die flache Hand und blickte nachdenklich hinaus in den Garten.

„Schön iſt ſie ...“ ſagte Angelina.

„Ja. Schön.“

Nach einer Stille, als ein Stern mit tanzender Grazie über den Himmel ſtrich, ſagte ich nachdenklich:

„Ich will eine geſunde Frau heiraten, möglichſt aus dem Landvolk — damit es geſunde Kinder gibt, geſunde Brut.“

„Willſt du Marianne heiraten?“ fragte Angelina und ſie ſah mir neugierig auf die Lippen.

„Ja.“

„Und das Kind?“

„Wird mein Kind.“

„Hu!“

Angelina ſchüttelte ſich und lachte ungebärdig.

„Was du für ein Held biſt, Walther!“

Sie ſpielte nun eine kleine Komödie der kindlichſten Schmeichelei, ſtreichelte mein Haar, meine Backen, meine Schläfen und rief einmal über das andere:

„Ai! Ai! Iſt mein Brüderchen ein Held! Ai! Ai!“

Dann ſchlenkerte ſie mit ihren Beinen ein klein wenig in der Luft umher und ſpreizte die roſigen Zehen.

„— bitte küſſen!“ ſagte ſie und ſie rieb ihre Naſe an meiner, wie wir es als Kinder getan hatten.

Ich küßte ihre Hände.

„Mund,“ ſagte ſie.

Ich küßte ihren Mund.

„Weißt du noch, wie wir uns in der blauen Laube immer geküßt haben?“ fragte ſie.

„Ja — ich habe oft daran gedacht.“

„Mehr!“ ſagte Angelina und ſie näherte ihren Mund dem meinen.

Ich küßte ihren Mund heftiger und tiefer. Angelina lachte, aber ihr Lachen war jetzt anders, ein wenig zitternd und girrend.

„Iſt es dir gleichgültig?“

„Was?“

„Das Küſſen?“

„Nein — garnicht.“

„Dir?“

„Nein — garnicht.“

Sie lehnte ihr Geſicht an meine Bruſt. Ich warf die Zigarre in den Garten.

„Ach — ich bin ſo verliebt,“ flüſterte Angelina und ſie blinzelte ſchläfrig.

„In wen denn?“ fragte ich, meine Augen kühlend in ihrem Haar.

„In einen Mann.“

„Das glaube ich wohl, aber in welchen?“

„Die Männer ſind ſo gut ...“ flüſterte Angelina ſchlaftrunken. „Die Männer küſſen ſo lieb ...“

Sie wußte gar nicht mehr, was ſie ſprach.

„In wen biſt du denn verliebt?“

„In einen Bauern, lieber Walther,“ ſagte Angelina traurig und zärtlich und ſie ſchlief ein.

Wie glücklich ſie war, an der Bruſt eines Mannes ſchlafen zu können!

Ich hielt mich ganz ſtill.

Zwei Uhr ſchlug die Glocke, da wachte meine Schweſter erſchrocken auf.

„Gute Nacht, gute Nacht,“ ſagte ſie ganz ſchnell, machte ihren Kratzfuß, hauchte ein „Spinnweb!“ und „Bohnenblüte!“ in die Luft, bot mir ihren ſchlafwarmen Mund und lief ſcheu, komiſch ſchleichend, mit warnend erhobenem, leuchtend weißem Zeigefinger zur Tür hinaus.

Ich blieb am Fenſter ſitzen.

‚Meine ſchöne Schweſter Angelina,‘ dachte ich, weiter nichts.

Später fiel mir noch etwas ein.

‚Wie ich Marianne jetzt liebe! ... Wie ich Chriſtine verloren habe!‘

4

Die folgende Woche verlebte ich auf der Birkhuhnjagd. Angelina ſchlich traurig und gelangweilt im Hauſe einher oder ſie machte die ſonderbarſten Handarbeiten. Sie zeichnete dazu mythiſche Tiere und beſprach ſich mit ihnen. „Liebes Einhorn,“ ſagte ſie zum Beiſpiel, „ich will dir jetzt einmal von einem Geſchwiſterpaar erzählen, das ſich über alle Maßen lieb hatte,“ und dergleichen mehr.

Ich brachte nicht viel Wild zur Strecke, denn ich war unachtſam und zerſtreut, und dieſer Seelenzuſtand übertrug ſich allmählich auf meine Hündin. Zudem war es unerträglich heiß. Steppa ließ die Zunge hängen und hatte gläſerne Augen; ſie ſah dann aus, als lache ſie ſich krank über dieſe Hitze.

Oft vermiſchte ſich mir Chriſtines Bild mit Mariannes. Dann hing ich meinen Gedanken nach, wie es ſein würde, wenn ich Marianne geheiratet hätte. Ich erträumte mir die Ehe mit ihr. Was es für prächtige Kinder geben würde! Ich träumte Szenen aus unſerer Ehe. In der dritten Woche träumte ich dies: Wir verbringen den Sommer am Meer. Wir haben auf dem Zimmer ge-

frühstückt — nach welchen Nächten! — nun gehen wir gleich von unserm Häuschen aus in unsern Bademänteln über den Strand. Wir gehen nicht auf den Brettern, sondern im weißen Sand, der unsere Schuhe durchglüht. Alle sehen Marianne an, alle bewundern ihre mütterliche, junge Gestalt. „Sieh die Muschel," sage ich, sobald wir am Strand angelangt sind, und ich reiche Marianne auf der flachen Hand die Muschel. Marianne legt sie ans Ohr und horcht dem eingefangenen Liebesrauschen des Meeres.

„Schön ist das," sagt Marianne, wirft wie ein Gassenbube die Muschel weit ins Meer und hebt den klaren Blick zu einem Segler am Horizont. Wir besteigen unsern Paddler und wir rudern hinaus. Unsere vom Wellenschaum benetzten Knie berühren sich zuweilen, und neue Glut und Sinnenlust, die wir in der Nacht verrinnen glaubten, steigt zugleich mit dem Morgen in unser Boot. Wir baden. Ich küsse Mariannes Knie unter den Wellen. Eine Liebeshymne aus den Tiefen des Meeres braust mir in mein Ohr. Wie schwer es ist, nicht nach oben getrieben zu werden!

So träumte ich eines Tages. Da steht Marianne am Wald vor mir. Sie ist verwirrt, glättet sich

ihr Haar und lacht kurz und zitternd. Steppa läuft hinzu und ſchmiegt den Rücken an ihren Oberſchenkel, aber Marianne beachtet die Hündin nicht.

„Obacht!“ flüſterte ſie, legte den Finger an die Lippen und blickte angeſpannt in den Wald zurück.

„Was gibt es hier?“

Marianne gebot mir mit einer unwilligen Handbewegung zu ſchweigen. Plötzlich lachte ſie laut auf.

„Nun?“

„Ein Fuchs lief über den Weg,“ ſagte Marianne ſcheinheilig und ſie verdrehte den Kopf.

„Ein Fuchs, das glaube ich nicht, Marianne! Sieh Steppa an ...“

Marianne gab Steppa einen heftigen Schlag.

„Steppa iſt eine dumme Hündin,“ erklärte ſie. „Steppa hat keine Naſe, Steppa hat keine Ohren, Steppa hat kein Maul. Hängen Sie Steppa im Rauchfang auf, junger Herr, und ... und ...“

Marianne lachte errötend.

„Vielleicht war es ein Wolf oder ein Bär,“ ſetzte ſie hinzu.

„Und? Und? Was wollteſt du eben ſagen?“ fragte ich.

Marianne zog ein hilflos ſchlaues Geſicht. In dieſem Augenblick ſah ſie wirklich wie ein Fuchs aus, dem ſie begegnet ſein wollte.

„Ich? Nichts.“

„Doch! Du wollteſt noch etwas ſagen.“

Marianne riß einen Aſt ab, ſie hob dabei die Arme hoch über ihr ſchwarzes Haar. Sonnenflecke umtanzten ihre Geſtalt, einer von ihnen blendete ihr Auge. Sie zog die Naſe kraus.

„Ich weiß ſchon,“ ſagte ſie, beſchattete das Auge ſeitwärts mit der gekrümmten Hand und blinzelte zu mir hin.

„Und hängen Sie ſich dazu, wollte ich ſagen! Guten Morgen, gnädiger Herr.“

Marianne pfiff der Hündin, als müßte ſie jetzt ihr folgen, drehte ſich um und ſagte:

„Wiſſen der gnädige Herr, wer der Fuchs war?“

„Nun?“

Marianne ſpielte zerſtreut wie ein Kind mit ihren Fingern an den Lippen: „Der ſchöne Gnadenknecht Wilhelm war der Fuchs,“ ſagte ſie und ſie blickte mit einem merkwürdig geiſterhaften Ausdruck auf meine Füße. „Wenn die gnädige Frau es erlaubt, wird zum Martinstag Hochzeit ge-

halten. So ist es beschlossen. Guten Morgen, junger Herr."

Sie sah noch einmal so eigentümlich starr auf meine Füße. Dann schritt sie wieder in den Wald, blieb nach einer Weile stehen, untersuchte etwas an ihrer Sandale und entschwand.

Steppa stellte sich mir gegenüber hin, sah mich aufmerksam an, kratzte sich mit dem Hinterfuß das Ohr und keuchte dann lachend. Speichel floß von ihrer Zunge herab.

„Steppa. Mein Hundchen ..." sagte ich.

5

Ich saß wieder nachts am offenen Fenster. Es regnete. Schräg ging der Herbstregen über das Land, mit fließender Gebärde, endlos und süß war seine Melodie.

Ich war nicht zu Christine gewandert — was sollte mir Christine! Sie war ein bleicher Schatten geworden.

Meine Mutter hatte ihre Einwilligung zu Mariannes Heirat gegeben.

Angelina saß auf einem Schemel zu meinen Füßen. Ihre Nasenspitze hatte sie auf dem Fensterbrett. Wie ein aufmerksamer Hund, gleichsam mit

gespitzten Ohren, blickte sie in den Regen, zuweilen drehte sie die Augen zur Seite.

„Kein Mond, keine Sterne," sagte sie, ahmte die Sprache eines dreijährigen Kindes nach und blickte mich an, als hätte ich gescholten.

„Keine Marianne, kein Gnadenknecht," lallte Angelina und wischte sich mit den Knöcheln ihrer Zeigefinger die erfundene Träne aus dem Auge. „Keine gesunde Brut ... Ganz kleine kranke Kinder werden wir haben," lallte Angelina tränenselig, „mit schwachen Beinchen und Triefäuglein, ganz kranke Kinderchen."

Ich zog Angelina auf meinen Schoß. Sie legte ihre wunderschönen, kühlen Hände um meinen Hals, als wollte sie mich erwürgen.

„Wollen wir fliehen, Angelina?" fragte ich matt lächelnd.

„Ja — fliehen!" rief Angelina, bleich vor Begeisterung, und sie preßte ihre Hände an meinem Hals zusammen. „Aber wohin?"

„Nach Paris!"

„Pariiiis! Walther, Pariiiis!"

Angelina schrie. Das jahrhundertalte Vergnügen der Menschheit an der festlichen Stadt jubelte aus Angelinas hellen Vokalen.

„Wir werden bei Ritz Tee trinken . . .“

„Ich bin deine Frau . . . Wir tragen Ringe an den Fingern . . .“

„In der Rue de la Paix bleiben wir vor den Juwelieren ſtehen.“

„Und nachts werden wir uns küſſen — ja, Walther, küſſen?“

„Wir werden Abenteuer haben —“

„Maßloſe.“

Wir küßten uns. Ein geiſterhaftes, ſcheu verfliegendes Lächeln bebte um Angelinas kühlen Mund, und ich fühlte das Abbild dieſes Lächelns um meinen Mund.

Während die Feuchtigkeit unſrer Lippen ſich miteinander vermiſchte, löſten ſich von den küſſenden Lippen die uralten Seufzer der Menſchheit und flatterten wie ängſtliche Vögel in die Regennacht: Warum ſind wir Geſchwiſter geworden! Ach, warum ſind wir Geſchwiſter geworden!

Als Angelina fortgegangen war, betrachtete ich Mariannes Roſe. Ich küßte den Dorn, dieſe einzige Stelle in der Welt, an der unſer Blut ſich vereinigt hatte.

Dagmar

1

Ein qualvoller, friedloſer Winter war dieſen Erlebniſſen des Sommers gefolgt. Kein Wort von Chriſtine, keines vom Doktor, keines von Blanche! Nun war Oſtern nahe, und Angſt bedrängte mich vor dem Doppelfeiertag, ohne Freund, ohne Frau, ohne Ruhe und Heiterkeit.

Der einzige, dem ich mich in dieſen Jahren anzuvertrauen gewöhnt hatte, war Erwin Gaſt, der noch immer die Sorbonne beſuchte. Nichts wäre ihm heftiger zuwider, ſo ſchrieb er zuweilen, als der Gedanke, im Verlauf der nächſten Jahre Deutſchland auch nur beſuchsweiſe berühren zu müſſen. Ich liebte auf dem Umſchlag ſeiner Briefe die kleine franzöſiſche Marke, die mir oft, wenn ich von einſamen Spaziergängen zurückkehrte, einige Minuten der angenehmſten Lektüre verhieß. Es bereitete mir Vergnügen, alsbald zu antworten. Den Zuſtand meiner Seele ſetzte ich ihm

mit jenem Pomp auseinander, mit dem die Jugend ihre Seelenzuſtände zu umkleiden liebt. Als aber Erwin eines Tages von meinen neuen Kanoſſaplänen Kunde erhielt, verſtummte er. Ich glaubte zu wiſſen, daß er mir zürnte, daß er anfing, in mir den Narren zu wittern, der ich in der Tat war.

Ich lag am Sonntagabend, eine Woche vor dem Oſterfeſt, in meinem Zimmer auf der Erde und ſtudierte in einer Landkarte den Weg einer Fußwanderung, die ich einige Stunden nach Mitternacht anzutreten gedachte. Nichts auf der Erde ſollte mich jetzt davon abhalten, dieſe Wanderung vorzunehmen, die einzig mir not tat. Ich beabſichtigte, kurz vor dem Beginn der Oſterferien die inzwiſchen zum Examen gereiften jungen Kameraden, den Doktor und auch Chriſtine zu begrüßen, die, wie ich auf Umwegen erfahren hatte, gewohnterweiſe die letzten Tage des Schulquartals auf dem Gut zu verbringen pflegte. Die Vorſtellung, den erſehnten, faſt ſchon mythiſchen Geſtalten, die ich verloren hatte, in einigen Tagen nahe zu ſein, und das Glück eines in langen inneren Kämpfen gefeſtigten Entſchluſſes hob meine Fröhlichkeit zu den Sternen, gab meinem Mund Lobgeſang über Lobgeſang.

Ein Automobil hielt lärmend vor dem Haus. Ich trat ſummend und ſingend an das Fenſter. Im Licht der Scheinwerfer erblickte ich den Umriß einer Figur, die ich zu kennen glaubte. Ich erſchrak, mein Herz wurde ſehr bang.

Gleich danach ſchellte es. Ich hörte meine Wirtin die Tür öffnen. Eine Stimme ſchien ihr ſchnelle Befehle zu erteilen. Dann trat Erwin Gaſt in mein Zimmer.

Er nahm mich in die Arme, als ſei ich ein Kind, küßte mich auf die Augen, dann, während er den ſchweren Automobilmantel abwarf, brach er in ein dröhnendes und ſehr galliſches Gelächter aus, in ſeinen mir wohlbekannten „éclat de rire“.

„Wir ſind mit dem Automobil von Straßburg hierhergefahren! In zwei Stunden geht der Nord-Süd-Expreß an die Riviera! Wir haben Billetts bis Monte Carlo! Drei Kabinen, die dritte für dich! Wie rufen doch eure Fürſten hierzulande, wenn ſie ſehr fröhlich ſind? Hurra! Hurra! Hurra!“

Erwin hatte den Ranzen umgeſtülpt und mit fieberhafter Schnelligkeit die Dinge dort drinnen nach irgendeinem Geſichtspunkt ſortiert. Nach ſoviel Stunden großer Einſamkeit war mir das über-

mäßig Lebendige dieſer Erſcheinung allzu traumhaft verwirrend, als daß ich irgendein vernünftiges Wort hätte hervorbringen können. Das ſchien Erwin auch keineswegs zu erwarten. Ich ſah den Freund in meinem Stübchen mit Herrſchergeſten hantieren, ich hörte ihn meiner Wirtin in einem Jargon, der aus München und Montmartre gemiſcht war, Befehle zurufen, deren Bedeutung ich nicht recht begriff, ich ließ die Augen von ſeiner Erſcheinung nicht ab. Da war noch immer dieſe ſchöne Linie von den breiten Schultern unter dem amerikaniſchen Anzug zu den überaus ſchmalen und frech anmutenden Hüften. Auf dieſem Geſicht: die rieſenhaften Brauen, geſchwungen wie Pantherrücken, die üppige und cäſariſche Naſe, die barockartigen, ſinnlichen Hände.

Er ſchrie, während er Kleider aus meinem Schrank riß:

„Du wirſt übermorgen weinen, mein geliebter Junge, weinen, wenn du das Mittelländiſche Meer ſiehſt! Als ich das erſtemal im Hafen von Marſeille ſtand, hat ein tonkineſiſcher Kohlentrimmer mich verhöhnt, ſo taumelte ich über den Pier und grölte: Oh, du Heimat der Ziviliſation, ewiges

Becken der Mutter Europa, du fruchtbarſtes und edelſtes Organ ihres edlen Leibes! — Ha! Er ſchickt ſich an, Fußwanderungen durch das vertrödelt-liebliche Deutſchland zu machen! Zurückzukehren in ſein Kinderland, während die Welt brüllend erfüllt iſt von Aeroplanen, Luxuszügen, Automobilen, Steamern und Motorrädern! ... Wahrhaftig: er trägt noch Nachthemden! Aber, mein Liebſter, man trägt Pyjamas! Weißt du das nicht? Die Frauen dort unten werden erſticken vor Lachen, wenn ſie einen hübſchen Jungen wie dich im Nachthemd ſehen!“

Ich fühlte ein Zittern in meinem Mund, meinen Augenlidern, meinen Schläfen.

„Erwin — ich will nicht mit dir nach der Riviera fahren.“

„Natürlich willſt du nicht! Aber du wirſt gezwungen, es zu tun! Das iſt die Sache!“

Und er ſang einen Gaſſenhauer:

„Depuis ce jour fatal — Je ne vais plus au bal —“

Er unterbrach ſich: „Eine wunderſchöne, wunderſchön blonde, wunderſchön ſchmale und ſchlanke, wunderſchön hochbeinige Dame — kurzum, es iſt das Urbild deines Typus, chéri, der dich im

Nord-Süd-Expreß erwartet! Man freut ſich, freut ſich unermeßlich, dich zu ſehen!“

Auch für einen Anachoreten iſt es intereſſant zu hören, daß eine wunderſchön blonde Dame im Nord-Süd-Expreß auf ihn wartet und ſich ‚unermeßlich‘ freut, ihn zu ſehen.

„Wer wartet, Erwin?“ fragte ich geſpannt.

„Oh lala! On verra, on verra!“

„Ach, Erwin, wie albern du biſt!“ ſtöhnte ich kleinlaut. „Als ob ich überhaupt Geld hätte, ſolch eine Reiſe mit dir zu machen!“

Erwin ſtand entrüſtet in der Mitte des Zimmers.

„Aber ich habe Geld — ich! Honorar für meinen erſten Roman! Honorar für meinen erſten Novellenband! Honorar für meine erſte Gedichtſammlung! Vorſchuß dazu! Alles in allem ſiebentauſend. Ich lernte dieſen Mann, der es mir gab, in Paris kennen. Il est un amour!“

Siebentauſend Mark. Achttauſendvierhundert Franks für unſre Reiſe! Ich trank heftig Waſſer. Das Haar klebte ſtrohig an meiner Stirn.

„Du willſt . . . ſpielen willſt du in Monte Carlo?“

„Ich mache dreißigtauſend aus acht. Ich habe ein Syſtem. Ich werde täglich ſieben Stunden

im Kaſino arbeiten, und du wirſt unterdeſſen die Schöne, Hochbeinige, die mit den ſchmalſten Feſſeln der Welt — unterhalten wirſt du ſie, dazu nehme ich dich mit! Wir werden nicht in Monte Carlo ſelber wohnen, ſondern in Beaulieu, zwiſchen Nizza und Monte Carlo — nun vorwärts, bitte! Laß mich nicht alles allein tun! Pack deine Habe und —"

Er folgte jetzt meinem Blick, der auf Chriſtines Photographie gerichtet war. Er ging auf den Arbeitstiſch zu, mit behutſamen und geſchmeidigen Händen nahm er das Bild auf. Er betrachtete es lange, ſeine Augen wurden hell, faſt weiß in Zartheit. Er ſtreckte den linken Arm aus, er zog mich, etwas ſchauſpielerhaft, an ſeine Bruſt.

„Du biſt noch nicht reif, zu ihr zurückzukehren."

Er fügte hinzu, ſanft und beſtimmt:

„Denn du biſt noch nicht weit genug von ihr entfernt geweſen — mein Liebſter."

2

Der Nord-Süd-Expreß ſtieg keuchend den Brenner hinauf. Wir ſaßen im Speiſewagen bei geöffnetem Fenſter. Die Bedienten hatten das Licht

verdunkelt und ſich zurückgezogen, nachdem ſie uns zuvor reichlich mit Getränken verſorgt hatten.

Unſer Haar flatterte im Luftzug, die Haut unſrer Geſichter war kühl von der Gebirgsluft und feucht vom Dampf der Maſchine. Zuweilen, wenn wir müde geworden waren, uns in die Augen zu ſehen und die verantwortungslos heiteren Geſpräche unſrer zwanzig Jahre zu führen, blickten wir hinaus. Die Umriſſe des Gebirges ſtanden unter einem mattbeſtirnten Himmel wie große Ahnungen. Die Schreie der Raubvögel über den Felſenpäſſen vereinigten ſich mit dem Knirſchen unſrer gehemmten Räder. Unten im Tal aber, neben unſerm Schienenſtrang, war alles eigentümlich nah und von herber Wirklichkeit. Wir glaubten, unſre Hände über die Rücken der dahingekauerten glockenhallenden Rinder zu führen, deren ſchlafloſe Augen hell zu den Wolken oder mit rötlichem Schein zu den Fenſtern unſers Zuges aufſahen; wir ſchritten an den dämmernden, kaum noch lesbaren Kilometerſteinen der Paßſtraße vorbei, und für einige Augenblicke wohnten wir in den Stuben der Bauernhäuſer, knieten vor dem lichten Öl ihrer Heiligen, horchten auf die Haustiere, wie ſie die Scheite des unter der Rampe

aufgeschichteten Brennholzes knarrend bewegten, hörten das Rollen unsers Zuges in den Dorfstraßen, sein verklingendes Stöhnen zwischen Felswänden, und ahnten endlich die hinter uns wiedergewonnene Stille der Landschaft.

Ich hob meinen matt perlenden Whisky an die Lippen.

„Wer ist jene Dame, die dich begleitet?“

Erwin sah undeutbar lächelnd an meiner Schläfe vorbei in die Nacht.

„Du hast sie nicht erkannt?“

„Nein. Es war dunkel im Coupé, als ich sie begrüßte. Aber —“

„Nun?“

„Als ich ihre Hand küssen durfte, hatte diese Haut einen wohlvertrauten Hauch.“

„Ja?“

„Mir war, als habe diese Hand eben noch Wasser geschöpft und als seien einige Tropfen der Feuchtigkeit an der Haut hängen geblieben.“

„Zu denken, Walther, du hast es mir geschrieben, daß du einst einen solchen Abscheu vor dieser Hand hattest, daß du nicht an derselben Stelle baden mochtest, an der ihre Finger sich in den Fluß getaucht hatten.“

Ich ſtutzte. Ich erſchrak.

„Dagmar?“

„Ja. Dagmar.“

Erwin bog ſich zum Eiskübel hin. Die feuchten ſilbernen Etiketten der Flaſche leuchteten auf, er goß Champagner und Porter in die Gläſer. Er hatte in den Mundwinkeln ein Lächeln.

„Was iſt's mit ihr?“

„Sie zeichnet. Sie ſtudiert ein wenig Muſik. Zuweilen tanzt ſie auch in leichteſten Schleiergewändern. Wir legten in Paris die langen, ſchmalen Louis-Quinze-Spiegel auf die Erde, wenn ſie tanzte.“

„Sie iſt verkommen?“

„Verkommen?“ wiederholte Erwin mit einem kleinen Lachen in der Kehle. „Im Gegenteil, mein lieber Anachoret. Sie iſt angekommen. Sie iſt arriviert. Sie wird in Paris von meinen franzöſiſchen, iriſchen und ſkandinaviſchen Kameraden grenzenlos gefeiert. Sie erſcheint in einigen Büchern der jüngſten Literatur. Sie iſt Jeantine in ‚La colombe‘. Sie iſt Dagny in ‚La grande Route de Mynheer van H.‘. Sie iſt die Angeredete in Kilmarnocks Stanzen ‚Fairness of Death‘. Enrico Paradiſi widmete Reger die erſte und

Dagmar die zweite ſeiner Variationen, ihr über das Thema: D—a—g—a.“

„Und wie erträgt ſie dieſe Huldigungen?“

„Wie jemand, der aus ſeiner Jugend einige Komplexe im Herzen birgt.“

„Das verſtehe ich nicht.“

„Das verſtehſt du nicht? Ich denke, gerade du ſollteſt es verſtehen.“

Ein Küchenjunge des Nord-Süd-Expreß durchquerte ſchlaftrunken den Raum. Wir ſahen ihn im Nebengelaß ein Fenſter öffnen, ſein ungekämmtes Haar flatterte im Wind, die feuchte Haut ſeines Geſichtes glänzte vom Nachtſchweiß ſchlimmer Träume. Halbbekleidet, wie er da war, ſtarrte er einige Zeit die wenigen Sterne, dann die Seitentäler des Gebirges an. Als ihn in ſeinem Hemd zu fröſteln ſchien, zog er das Fenſter hoch und kehrte ſich ab.

Erwin winkte ihm. „Trinken Sie,“ ſagte er und er ſchob ihm ſein Glas zu.

Der Junge lächelte nicht. Er ſah mit grübleriſch zuſammengezogener Stirn auf das Glas.

Erwin betrachtete ihn mit den guten und beſorgten Augen, die er zuweilen hatte.

„Sie ſind lungenkrank, ja?“ fragte er.

Der Junge riß erſchrocken, als wolle man ihm ein Geheimnis entreißen, das er ſorgfältig gehütet hatte, die Augen auf.

„Lungenkrank — nein — gewiß nicht!“ rief er ängſtlich und er ſchloß unverſehens das Hemd über dem Hals. „Der verfluchte Zug mit ſeinem Geknatter, der macht einem Kopfſchmerzen, weiter nichts. Man kann nicht ſchlafen, weiter nichts.“

„Hm. — Alſo, trinken Sie doch!“ befahl Erwin dem Widerſtrebenden. Er wandte ſich an mich, da der Knabe zögerte. „Wie ſagt man doch bei euch hierzulande in ſolchen Fällen? Proſit — nicht wahr? Alſo: Proſit, Kamerad! Trinken Sie!“

Dieſes Loſungs- und Paſſierwort ſeiner Kehle, dieſes uralte, geheiligte Proſit ſeiner Väter ergriff den Jungen mit unwiderſtehlicher Gewalt. Er trank ſogleich, mit Durſt und Gier, er ſtellte das Glas knallend, als ſei es ein Humpen, auf den Tiſch.

Erwin warf lachend den Kopf zurück.

„Wenn Sie nicht lungenkrank ſind, ſo ſind Sie gewiß verliebt.“

Der Junge lächelte jetzt, mit einem zarten Humor.

„Verliebt werden wir ja wohl ſein,“ ſagte er. „Das wird ſich ja wohl gehören.“

Er ſtarrte plötzlich wieder zum Fenſter hinaus, erſchreckt durch den nahen Ruf eines Käuzchens. Dann fuhr er leicht fröſtelnd zuſammen, bedankte ſich für das Glas Wein und ſchleifte auf ſeinen Pantoffeln mit Räuſpern und leichtem Huſten hinüber in ſein Gelaß.

„Alle Welt, die geſunde und die kranke, iſt verliebt," ſagte Erwin und er trank mit Zufriedenheit ſeinen Wein. Dann ſprach er vor ſich hin — es war, als ſeien ſeine Lippen Eigenweſen, die ohne Willen und Wiſſen des Gebieters Worte formten: „Wie ſchön, mein Junge, daß es Frauen auf dieſer Erde gibt." Er ſchmiegte ſich zärtlich an dieſes Wort ‚Frauen' wie ein Halbträumender nachts an ſeine Kiſſen.

Er richtete ſeine Augen geradeaus, in die dunklen Korridore, dorthin, wo Dagmar ſchlief. Er hob ſein Glas, als ſei er im Begriff, einen Trinkſpruch auszubringen. Wahrhaftig, es wurde ein Damentoaſt!

„Langgeſtrählte, holdbuſige, zartgehäutete Geſchöpfe — unſinnig Dumme, phantaſtiſch Unbegabte in jedem Gebiet des Geiſtes — aber kein Pindar, kein Hirtenlied von Anfang her vermag ſolch eine Vorſtellung vom Mythos der Menſch-

heit zu geben, wie die Letzte eures Geschlechtes auf Absätzen Louis XV. Was wir niemals oder nur selten sein dürfen, wir Denkenden: Natur — diese sind es noch in ihren parfümiertesten Tagen. Ave anima candida!"

Ich war unzufrieden über Erwins Abschweifungen.

„Du liebst Dagmar?" fragte ich, auf die Sache zurückkommend.

„Warum sollte ich nicht auch Dagmar lieben?"

„Aber es ist dir nicht notwendig, Dagmar zu lieben?"

„Es ist mir notwendig, auch Dagmar zu lieben."

Er fügte plötzlich hinzu, in verändertem Ton: „Diese junge Dame also hat sich einige Komplexe aus der sogenannten goldenen Jugendzeit zugelegt. Zum Speien übrigens: eure goldene Jugendzeit! Wer immer die unkomfortabelsten, quälendsten und quenglichsten Tage seines Lebens ‚goldene' nennen mag, immerzu! Für mich sind eure goldenen Jugendzeiten nichts als jene Tage, wo die Lunge Staub aufsaugt bis zum Ersticken. Ein ganzes Leben ist nötig, um mit kräftigem Ausatmen den Staub wieder aus den Lungen zu pumpen, den man damals in tausend Ängsten schlucken mußte."

„Und Dagmar hat Staub geſchluckt?“ fragte ich neugierig.

„Allerdings. Staub legte ſich um ihre Gefühlswelt. Sie ſah da auf dem Schulgut einen jungen Burſchen, der ſich den Teufel um ſie ſcherte. Da ſie herrſchſüchtig und ſtolz iſt, ſo begann ſie natürlich gerade den unter den Hunderten zu lieben. Sie ſah dieſen jungen Burſchen ein anderes junges Mädchen anbeten. Natürlich begann ſie eben dieſes junge Mädchen zu haſſen — fanatiſch. Heute liegt ihr das junge Paris zu Füßen, aber was nutzt es ihr, da ſie das andre junge Mädchen nicht mit ihren ſchmalen, weißen, ſchwediſchen Fingern erwürgen kann! Und was nützt es ihr, über Juda und Iſrael König zu ſein, wenn du ſie nicht liebſt, mein Hirtenknabe!“

Ich errötete. Ich ſenkte die Stirn. Ich ſtammelte:

„Was du für Unſinn redeſt, Erwin. Das alles iſt doch längſt vorbei!“

„Das eben iſt das Unglück der Leute eures Schlages: nichts iſt bei euresgleichen vorbei. Ihr ſeid zu jeder Stunde zu den Tugenden und Laſtern eurer goldenen Jugendzeit ganz verſammelt. — Vorwärts alſo! Steh gefälligſt auf! Klopf an

Dagmars Tür! Bring in deinen Küſſen dieſe Seele zum Zerſchmelzen!“

Der Zug hielt. Stimmen wurden laut. Ein Licht bewegte ſich im Wind wie ein Vogelkäfig im Oval ſeines Reifens. Ein Hebel an der Schaltvorrichtung wurde knarrend bewegt. Der Schritt benagelter Stiefel erklang auf dem Stationsdamm, dann gemeſſener jenſeits der Bahnſperre, dann im Warteraum, dann dumpfer auf der erſten, dann verklingend auf der zweiten Straße. Stille. Nur die Atemzüge der Maſchine, bis die Kirchenuhr drei Schläge tat. Mit dieſem dreifachen Ton, den wir über den nächtlichen Matten verhallen hörten, waren wir für einige Augenblicke zu Bürgern dieſer Gemeinde, zu ihren Schickſalsgenoſſen geworden. Zärtlichkeit preßte mein Herz. Ich betete zu Gott, daß ich gut bleiben dürfte, ſchlechthin nichts als dieſes Einfache: gut bleiben.

3

Ich ſaß am Abend unſers Ankunftstages im Garten des Hotels, einige Schritte vom Meer entfernt.

Ich weinte nicht, wie Erwin prophezeit hatte, als ſich nun das Mittelländiſche Meer und ſein Litoral vor meinen Augen ausbreitete, aber ich

hatte doch eine Empfindung, als ſei das Blut in meinem Körper blaß geworden.

Es war das erſtemal, daß ich das Meer ſah! Wohin — wohin nur ſollte ich meine Blicke lenken, um das Unfaßbare zu erfaſſen? Wo war ein Anfang? Die Küſte? Ach, ſtand ich an irgendeinem Punkt der Küſte, ſo waren zu meiner Seite mehr und immer fernere Küſten, und meine Sehnſucht nach dem Endlichen ſuchte, die Törin, das Fernſte! Wo aber war ein Ende? Horizont, das Wahngebilde menſchlicher Augen, tat wehe wie jeder menſchliche Trug. Herzbedrückendes Sinnbild der Erkenntnisgrenze! Zu wiſſen, daß hinter dieſen Räumen neue Räume ſind und ſie mit Blicken nicht erfaſſen dürfen! Zu wiſſen, daß nach dieſer andere Zeiten ſind und in ihnen nicht leben dürfen! ... Ein Wind ſtrich durch die Oleanderbäume hin, Ahnung von Vergänglichkeit flutete zu mir her, Welle um Welle.

Und dieſe Narrheit der Ziviliſation! Wenn ich zu laufen begehrte, wie ich als Knabe gelaufen war, mit freier Bruſt, die Sandalen an den Sohlen, an der Küſte entlang zu laufen, das ſalzige Waſſer gekräuſelt über dem Gelenk meines Fußes, den feinen ſtechenden Schmerz des Sandes an meinem

Knöchel, durfte ich jetzt so laufen, der ich in der Abendkleidung der Zivilisation auf der Bank des Hotelgartens saß? Oh, ich war genötigt, die Attitüde der „Erwachsenen“ zu bewahren! Auf der Bank zu sitzen, in mein Londoner Abendcape geschmiegt, die feine Ergriffenheit eines Europäers zu zeigen und zu schauen, fröstelnd zu empfinden, fröstelnd zu denken, anstatt inmitten des Ungeheueren mich zu rühren, zu regen und endlich wohltätig zu ermüden.

Dies also war aus mir geworden, der ich einst zu dieser Stunde des Tages durch die Schlafräume meiner jüngeren Kameraden zu gehen pflegte, um am Rand ihrer Betten zu plaudern, Sagen, Märchen und Traumlegenden von ihnen zu hören, ihre von Jugend fiebernden Hände in meinen zu halten, ihre Stirnen hart an meiner Stirn zu fühlen, wenn wir die kleinen Segensworte austauschten: Gute Nacht! — Laß mich deine Kissen richten! — Ja, danke, so ist's gut! — Nun schlafe wohl und gute Nacht! — Soviel innigstes Bemühen, Träume und Tränen, verbissene Kämpfe, Sieg und Niederlage, heiße Gebete, um endlich hier zu sein, auf dieser Bank, als Soldat der Zivilisation, in ihre Abenduniform gezwängt, die

feinen europäiſchen Schmerzen in der Bruſt: Sehnſucht nach einer gewiſſen überaus eleganten, ſchwer deutbaren Dame.

Die Sonne war ſeit einer Stunde verſunken. Es war empfindlich kühl geworden. Ein tannengrünes Licht geiſterte kalt über dem Waſſer, in den Himmeln, auf der Anhöhe jenſeits der Corniche. Ein Torpedoboot der franzöſiſchen Kriegsmarine ſchoß auf das benachbarte Villefranche zu, Schiffe mit tabakbraunen Segeln, letzte Nachzügler des Tages, eilten noch vor Nacht nach Nizza, nach Monte Carlo, nach Beaulieu, andre zogen an ihnen vorüber ins Meer hinaus, zum nächtlichen Fiſchfang. Auf jeder Leinewand oben im Winkel las oder ahnte ich das myſtiſche Emblem des Fiſches, ἰχθυς, dieſes Wort der Chriſtenheit, gebildet aus den Anfangsbuchſtaben ihres Gottes und ſeiner Attribute: Jeſus-Chriſtus-Gott-Sohn-Erlöſer.

Die von den Seefahrern dem Hafen zuſtrebten, hatten guten Wind und wenig Zeit: die Fröhlichkeit des Nachtmahls, des Ehebettes, der heimatlichen Hütte, der abendlichen Geſpräche, der Kindergeſänge glänzte auf ihrer Fahrſpur. Die in das ungewiſſe Meer der Nacht hinüberſegelten, ſtrichen

ſchwermütig-gelaſſen, hoheitsvoll-gedankenreich dahin. Sie hatten Zeit, denn eine Nacht über dem Waſſer iſt lang, und Gott ruft ſeine Stunden dort mit Trägheit aus.

Ich ſah Dagmar mit leichten Schuhen die Landſtraße überſchreiten, die den Garten vom Hotel trennte. Sie ſchien meine Anweſenheit nicht bemerken zu wollen. Sie ging in den Seitenwegen, entſchwand und wurde ſichtbar. Sie hielt ihre Hände in den ſchrägen Taſchen ihres Chinchillamantels. Zuweilen ſah ich ihren Nacken mit dem mattblonden Haarknoten darüber, wenn ſie ſich bückte, um ihr weißes Geſicht in den exotiſch duftenden Pflanzen zu verbergen.

Schließlich endete ihre Wanderung vor meiner Bank. Ich war aufgeſtanden. Sie löſte ihre geſchmückte, ſchmale und gedehnte Hand mit Widerſtreben aus der Taſche ihres Mantels, ſie reichte ſie mir hin, ſeitwärts, weit von ihrem Körper entfernt, ohne Freundlichkeit. Ich ſah den engen Blick ihrer blauen Augen mit hochgeſchweiften Brauen übellauniſch auf meiner Stirn ruhen, dann zur Meeresfläche wandern. So groß war die Entfremdung zwiſchen uns, daß wir das Du der Jugendtage nicht mehr wagten.

„Sie haben geſchlafen, Dagmar? Sie haben ſich ausgeruht?“

„Ja. Ich habe geſchlafen.“

Ich bemerkte jetzt, daß ſie größer war als ich, wie ſie ſo mit feinſten Fußgelenken auf ſchmalen und hohen Beinen vor mir ſtand. Im atmoſphäriſchen Grün dieſes Abends hatten ihr Geſicht und ihre Hände etwas pflanzenhaft Sinnliches, naturhaft Überzüchtetes, wie die Gewächſe in dieſem Garten. Sonderbar dieſer Zuſammenklang: der Chinchilla wie aus Menſchen-Greiſenhaar gebildet, und das junge mattblonde Haar dort über der hoch- und feingewölbten Stirn.

Wir ſtanden da beide voreinander wie Kinder, die ſich nichts zu ſagen wiſſen, und wir ſahen befangen über das Meer, das eben jetzt wie aus ſeiner grünen Flut hervor den erſten Stern erzeugt hatte.

„Wo iſt Erwin?“ fragte Dagmar.

„In Monte Carlo.“

Dagmar ſtreifte mich mit einem kleinen Blick.

„Er ſpielt?“

„Ja, ich denke, er ſpielt.“

Dagmar hatte ein ſinnlich friſches Lächeln. Die gebogenen Flügel ihrer Naſe, ein wenig gerötet

von der Abendkühle, bebten ironiſch. Sie ließ ſich auf der Bank nieder. Scheu nahm ich Platz an ihrer Seite.

„Finden Sie es gut, daß Erwin ſpielt?“

„Nein ... gewiß nicht ...“ ſtammelte ich betroffen.

Ich fügte hinzu, faſt fröhlich:

„Oh, wiſſen Sie, er kann dort drüben nicht viel Geld verſpielen! Wir haben eine ſehr zweckmäßige Abmachung: ich verwalte die Reiſekaſſe. Er bekommt täglich dreihundert Franks von mir, die darf er verſpielen. Mehr nicht.“

Dagmar entnahm ihrer Taſche eine Dixhuitième-Tabaksdoſe, die ihr als Zigarettenetui diente. In die Innenfläche waren viele Namenszüge eingraviert.

„Das allerdings iſt eine ſehr zweckmäßige Abmachung,“ ſagte ſie.

Ich reichte ihr Feuer. Der kleine Schein meines Streichholzes machte Dagmars Augen aufblitzen.

„Und er hat heute, am erſten Tag, nur dreihundert Franks mit?“ fragte ſie nach einer Weile neugierig, die Zigarette im Mundwinkel, die Hände in den Pelztaſchen.

Ich dachte über dieſe Frage einen Augenblick nach.

„Ich lag auf dem Sofa und schlief. Erwin kam in mein Zimmer und bat um seine tägliche Ration. Ich gab ihm die Brieftasche, da ich zu müde war, Geld zu zählen. Aber Erwin versprach, nicht mehr als dreihundert Franks daraus zu entnehmen."

Dagmar lachte, zum erstenmal fröhlich und fast kindlich.

„Worüber lachen Sie?" fragte ich erstaunt.

„Oh, über nichts. Es ist so amüsant."

Ich schwieg, ein wenig verstimmt.

Wir hörten die Musikkapelle die ersten Töne eines Tanzes spielen.

„Ist es nicht schön hier?"

Dagmars Blick ging gleichgültig über das Meer.

„Immer dasselbe," sagte sie, vor Überdruß ein wenig näselnd wie ein Gardekavallerist.

„Immer dasselbe?" fragte ich verwundert. „Das Mittelländische Meer?"

„Ja. Das Mittelländische Meer."

„Haben Sie es denn so oft gesehen?"

„O ja. Oft."

„Wann? Als Kind?" Ich errötete, als sei ich im Begriff, etwas Unschickliches auszusprechen. „Bevor Sie — dort bei uns waren?"

„Nein. Später."

„Später? In diesen letzten zwei Jahren?“

Dagmar betrachtete mich, ohne den Kopf zu wenden, mit einem schrägen, kleinen, blauen Blick über die pelzbekleidete Schulter hin.

„Denken Sie. Ich war in diesen letzten zwei Jahren oft am Mittelländischen Meer.“

Ich schwieg verwirrt. Dagmar stand auf.

„Ich glaube nicht, daß wir gut daran tun, auf Erwin zu warten. Wir wollen essen.“

Bedrückt folgte ich Dagmar, die, ihre Zigarette schräg im Mundwinkel, mit schmalem Gang und schmaler Fußspur die erleuchtete, musikerfüllte Halle des Hotels betrat.

4

Wir saßen an einem kleinen runden Tisch und wir bedienten uns mit den pretiösen französischen Speisen, die uns von schattengleichen Bedienten hingereicht wurden. In diesem nicht sehr großen Raum waren noch einige andere Tische besetzt. Dagmar hatte den Ellbogen ihres allzuschmalen Armes auf den Tisch gestützt. Sie rauchte nun wieder, nachdem sie wie ein verzogenes Kätzchen ein wenig an der Tasse ihrer Potage Jacques genippt hatte. Es machte mir Pein, den perlen-

geſchmückten Hals zu ſehen, den tiefen Ausſchnitt ihres ſchwarzen Crêpe-de-Chine-Kleides mit der tierähnlichen Orchidee am Rand und, wenn ſie den Arm ein wenig vorwärts ſtreckte, die leuchtend junge Bruſt ihres ſchlangenglatten Körpers.

„Der Herr dort drüben — erkennen Sie ihn?“ ſagte Dagmar nachläſſig, während ſie rauchend nach einer andern Richtung blickte als die war, zu der ſie mich hinwies.

„Die zwei Herren links?“

„Ja. Es iſt mein König.“

„Ah! Es iſt der König von Schweden!“

Natürlich flirtete Dagmar mit ihrem Souverän. Sie hatte eine beſondere Art, dies zu tun: wenn ſie ſich im Geſpräch zu mir hinwenden wollte, der ich ihr zur linken Hand ſaß, ſo richtete ſie das Geſicht erſt einmal ganz nach der rechten Schulter, als habe dort irgend etwas ihre läſſige Aufmerkſamkeit erregt, um dann, mit einer deſto größeren Kurve, einen ihrer ſtahlblau dahingleitenden Blitze in die Augen Sr. Majeſtät zu werfen.

Dagmar beantwortete jetzt den Gruß einer Dame, die den Raum durchquerte und ſich einige Tiſche von uns entfernt niederließ.

„Sie haben Bekannte hier?“

Dagmar ſtieß die Zigarette in die Sèvresſchale. Sie begann ihre Forelle zu enthäuten, ſie antwortete gelangweilt:

„Frau Baratianu. Man findet ſie überall.“

Ich trank meinen Wein.

„Man findet Sie überall?“ Ich betonte ‚Sie‘, mit dem großen Anfangsbuchſtaben.

Dagmar ſah auf meinen Teller. Ihr Blick haftete an der Spitze meiner Fiſchgabel, dann an meinen Fingern, dann langſam, perfid langſam, über meinen Arm dahingleitend, an meinem Mund. Ich hatte eine Empfindung, als werde das Silber ſogleich klirrend aus meinen Händen auf den Teller fallen.

„Was ſagten Sie eben?“ fragte Dagmar mit einem veilchenblauen Augenaufſchlag zweideutigſter Unſchuld.

„Sie ſagten, daß Sie dieſe Dame überall finden,“ ſtotterte ich, meines Witzes nicht mehr ganz gewiß. „Ich ſchloß daraus logiſcherweiſe, daß Sie dort überall ſind, wo dieſe Dame iſt. Nämlich überall.“

Dagmars Augenwanderung war nun glücklich an meiner Stirn geendigt.

„Sie hatten ſchon als Junge dieſe agazierende Art, ſich mit mir zu unterhalten,“ ſagte ſie, wäh-

rend ihre Augen unaufhörlich irgend etwas an meiner Stirn zu ſuchen ſchienen.

Ich hielt mein Geſicht betroffen und errötend über dem Teller. Zum erſtenmal hatte Dagmar an unſere gemeinſam verbrachte Jugend erinnert.

Dagmar flirtete jetzt wieder mit ihrem Monarchen.

„Ich warte nur auf den Augenblick," ſagte ſie währenddeſſen, „wo Sie mich mit Ihrem deutſchen Stirnrunzeln fragen werden, ob ich vielleicht eine Kokotte geworden bin."

Ich hob den Kopf. Ich verſuchte das deutſche Stirnrunzeln. Ich fragte:

„Sind Sie vielleicht eine Kokotte geworden?"

Dagmar lachte jetzt. Sie vergaß über dieſem Lachen den König von Schweden. Sie ſah mir voll, warm und anerkennend ins Geſicht.

„Ich finde Sie zum erſtenmal nett, Walther! Obwohl Sie ja das Letzte ſind, was man ſich antun kann."

„Auch ich finde Sie, Dagmar —"

Ich beugte mich blitzſchnell über den Tiſch, zwiſchen deſſen Silber, Glas, Blumen und Porzellan Dagmars Arm wie eine ſchöne weiße

Schlange lag. Ich war ſchon ganz hübſch berauſcht. „Ich finde Sie — unbeſchreiblich!“ ſtammelte ich blutrot.

„Sie haben das Benehmen eines Prieſter-Seminariſten, der zum erſtenmal von der großen Welt verführt wird. Sie können unmöglich meinen Arm hier in dieſem Raum küſſen, in dem ſich drei amerikaniſche Milliardäre, ein Potentat und Madame Baratianu befinden.“

Dagmar drehte mir ein wenig ihren Nacken zu. Sie hatte jetzt dieſe kleine, ſchwebend gerundete Handbewegung der Frauen, wenn ſie den Knoten ihres Haares ordnen.

„Ich muß Ihnen etwas Intereſſantes ſagen, Dagmar,“ rief ich, heiß vor Eifer und Glück, doppelt berauſcht von dem ſchnellen Duft ihres Haares, der mich getroffen hatte.

„Nach den Erfahrungen, die ich in meinem Leben bisher mit Ihnen gemacht habe, glaube ich zweifeln zu dürfen, daß Sie mir je etwas Intereſſantes ſagen werden.“

„Die Perlen, Dagmar, dort an Ihrem Hals, haben die Farbe roſigſten Menſchenfleiſches. Aber Ihr Hals, Dagmar, iſt perlenblaß. Die Perlen ſind Natur, aber die Menſchenhaut darunter iſt

Schmuck und Kunſt. Der Schmuck iſt ungekünſtelter als der Menſch, den er künſteln ſoll.“

Dagmar lächelte nicht. Sie ſah vor ſich hin, auf ihr Trinkglas hin. Sie hatte dieſen etwas ſtarrend befriedigten, leicht befangenen Ausdruck einer Frau, die mit verborgenem Genuß anhört, was über ſie geſprochen wird.

Ich war begeiſtert von meiner Fähigkeit, Dagmar zu unterhalten. Es war mir vollkommen gelungen, ihre Aufmerkſamkeit zu gewinnen. Sie hatte die Anweſenheit der transozeaniſchen Milliardäre und ihrer Familien, des Monarchen und ſeines Adjutanten, der rumäniſchen Abenteuerin vergeſſen.

‚Man muß mit einer Frau über ſie ſelbſt ſprechen‘, dachte ich, Triumph im Herzen. ‚Ah, welch eine Seligkeit, fähig zu ſein, eine Frau zu unterhalten!‘

„Nun muß ich Ihnen aber etwas ſehr Merkwürdiges erzählen, Dagmar!“

Sie hatte immer noch dieſen leicht befangenen Augenausdruck, mit dem ſie auf ihr Trinkglas ſah.

„Nun?“

„Als wir da nachts den Brenner hinauffuhren, am erſten Abend — was taten Sie da?“

Dagmar ſah mir verwundert in das Geſicht.

„Ich habe geſchlafen," ſagte ſie.

„Und ich? Ich habe gewacht! Nämlich: ich habe des Nachts bei Ihnen angeklopft . . . oder vielmehr ſo gegen Morgen. Denn es war ſchon etwas hell auf dem Gang. Denken Sie, ſo ungezogen war ich . . ."

Ich wartete triumphierend auf ihr Befremden, ihr Erſtaunen, ſchließlich auf ihre Empörung.

Aber Dagmar ſagte gleichmütig: „Das weiß ich," und ſie begann wieder mit ihren kurvenförmigen Blickwindungen zu flirten, dieſes Mal mit den Söhnen der Geldtitanen.

„Was wiſſen Sie?" fragte ich ganz entſetzt.

„Ich weiß, daß Sie in dieſer Nacht bei mir angeklopft haben. Ich hörte es, wie Sie klopften. So berauſcht kann nur ein zwanzigjähriger Junge ſein, dem man während der Jugend den Alkohol verboten hat."

„Aber, warum konnte es denn zum Beiſpiel nicht Erwin geweſen ſein?" rief ich ganz kläglich und verzweifelt.

Dagmar lachte hell.

„Weil Erwin dann nicht den Umweg über den Korridor gemacht hätte."

„Wie? Was?" ſtammelte ich, ſprachlos vor

Verwunderung. „Nicht den Umweg über den Korridor — wieso? Ist er vielleicht Puck oder Ariel, daß er durch die Fensterritzen zu Ihnen eindringen kann?“

„Nein,“ entgegnete Dagmar trocken, „er ist ein ganz irdisches Geschöpf, so daß er einfach durch die Türen geht.“

Ich war vollkommen konsterniert.

„Durch welche Tür denn, mein Gott im Himmel?“

„Ich habe noch nie einen so dummen Menschen gesehen wie Sie,“ antwortete Dagmar und sie sah dabei den Maître d'hôtel an. Der Maître d'hôtel trat schnell, mit gedehntem Nacken, zu ihr hin. „Madame?“ fragte er. Dagmar lächelte: Nichts!

Ich schwieg lange, sehr bedrückt.

Allmählich schien Dagmar meine Anwesenheit vollkommen zu vergessen. Sie lächelte jetzt der Rumänin zu — es war eine Art von Lächeln, die mich mit immer neuen Kaskaden von Verwirrung überflutete.

Ich war todunglücklich. Ich beschloß, jetzt ganz schnell rasend viel zu trinken, mir Mut, Mut zu ertrinken, denn ein Gedanke, ein Zweifel quälte mich sehr. Es galt, diese Frau zurückzugewinnen,

ihre Aufmerksamkeit für meine Gespräche, für meine Person.

„Warum haben Sie denn damals nicht aufgemacht?“ fragte ich.

Dagmar schielte auf meine Fingerspitzen.

„Sie sind also schon wieder betrunken,“ sagte sie bedauernd, als spräche sie mit einem Geisteskranken.

„Nein, durchaus nicht,“ log ich. „Ich denke mir ja gar nichts Böses dabei. Aber wir sind doch Schulkameraden, Dagmar. Übernachteten wir nicht zusammen auf unsern Ausflügen in den Wäldern, in großen Sälen? Und badeten wir nicht zusammen? Was war denn also dabei, wenn ich dort anklopfte?“

„Hören Sie bitte auf, mich an diese widerwärtige Schulkameradschaft zu erinnern.“

Mein Mund höhlte sich zu einem Wort heftigster Empörung. „Was? . . . Widerwärtige Schulkameradschaft? . . .“

„Niemand wusch sich die Hände dort, aber jeder hatte die Brust voller Ideale: Naturanbetung, Keuschheit, Mäßigung, Vaterlandsliebe, Zahnbürstenlosigkeit.“

„Oh“! rief ich wild. „Erwin hat es mir erzählt: Sie haben aus dieser Widerwärtigkeit einige Kom-

plexe zurückbehalten! Ganz Paris liegt zu Ihren Füßen, aber Sie haben Ihre Komplexe!“

„Was iſt das: Komplexe? “ fragte Dagmar erſtaunt.

„Haben Ihnen nicht die Ohren geklungen in dieſer Nacht auf dem Brenner, Liebe?“ fragte ich ſpöttiſch und meiner Sache ſehr gewiß. „Man hat gewiſſe Aufklärungen erhalten über Ihre Seele. Man hat von Ihnen geſprochen in dieſer Nacht.“

„Natürlich haben Sie beide von mir geſprochen in dieſer Nacht,“ ſagte Dagmar gleichmütig, mit ihrem näſelnden Tonfall eines Gardeoffiziers. „Junge Leute eurer Art ſprechen natürlich immer von einer hübſchen Frau, beſonders wenn ſie einige Kabinen von ihnen entfernt ſchläft.“

„Schön, ſchön,“ rief ich und ich rieb meine Hände befriedigt zwiſchen meinen Knien. „Und können Sie raten, Dagmar, Allerdurchlauchtigſte, was mir Erwin von Ihnen zu berichten wußte?“

„Ich will mir nicht die Mühe geben, das zu raten,“ antwortete Dagmar. Aber ich merkte ſehr wohl, wie groß nun ihre Spannung war.

„So? Wollen Sie das nicht? Aber ich will mir die Mühe geben, es Ihnen mitzuteilen. Erwin hat mir geſagt, daß Sie ſeit Ihren Kindertagen dort

auf unſerm Schulgut in einen gewiſſen jungen Burſchen verliebt ſind, der ſich den Teufel um Sie geſchert hat, ſondern ſeinerſeits eine andere junge Dame anbetete."

Ich ſchluckte. Ich ſah nun doch ängſtlich in Dagmars Geſicht. Ich wartete auf das, was mit Sicherheit kommen mußte: ein Ausbruch ungezügelter, ſpöttiſcher Heiterkeit. Aber wie groß war jetzt meine Verwunderung, als ich Dagmars Blick begegnete. Zwar zeigte ihr Geſicht keine ſonderliche Veränderung, ſie war durchaus nicht rot geworden bei meinen frechen Worten — o nein! — aber zum erſtenmal ſuchten ihre Augen mit einer Art von Freundlichkeit ein Etwas in meinen Augen — die Sternenbläue ihrer Augen war irgendwie gelöſt, der Blick aufgeweht. Sie hatte nun wieder in ihrem Blick dieſe kaninchenhaft ſanfte Enge, die ich an ihr beobachtet hatte, als ſie ein junges Mädchen war.

Sie antwortete nicht. Wir aßen ſchweigend. Ich war betroffen und verwirrt. Ich fühlte eine brennende Scham über mein verwegenes und häßliches Benehmen.

Nach einer Weile ſagte Dagmar, ohne den Blick von ihren Eisfrüchten zu wenden, die ſie mit langſamen, raubtierhaften Bewegungen aß:

„Ehe ich es übrigens vergeſſe, Walther: ich muß Sie um Verzeihung bitten. Ich war heute abend in Ihrem Zimmer, während Sie im Garten waren. Ich ſuchte Erwin dort. Ich fand da etwas recht Amüſantes auf Ihrem Tiſch.“

„Was?“

„Die Photographie Ihrer Jugendfreundin.“

Die Welt begann vor meinen Augen mit einem hölliſchen Schein zu flimmern. Ich ſchluckte.

Dagmar führte die kalten Früchte genußſüchtig zu den Lippen. Sie ſaß da plötzlich wie ein unmanierliches kleines Mädchen am Tiſch, mit gedehntem Rücken, das Geſicht dicht über der coupe, aber der weiße Nacken war eigentümlich grauſam und raubtierhaft gedehnt.

„Die Photographie iſt jetzt nicht mehr da, Walther,“ ſagte Dagmar mit ihrem blumenhaften Augenaufſchlag. „Ich bin ſehr ſchuldig, das veranlaßt zu haben, daß ſie nicht mehr da iſt. Bitte verzeihen Sie mir.“

Meine Zähne ſchlugen aufeinander.

„Wo iſt dieſe Photographie?“ fragte ich heiſer und ich ſah mit fieberiſchen Augen auf Dagmars Hals, auf den tiefen Ausſchnitt ihres Kleides, auf dieſe tierähnliche und totenhaft bleiche Orchidee.

Gerade jetzt ſtreckte ſie den Arm ganz weit, überflüſſig weit, ſo ſchien es mir, nach ihrem Trinkglas aus.

„Oh, ich weiß es wirklich nicht genau, Walther,“ beteuerte Dagmar. „Ich denke, ſie ging den Weg alles Fleiſches. Wohin aller Schutt, Staub, Unrat, alles Überflüſſige in der Welt ſeinen Weg nimmt ... deçà-delà, - pareille à la-feuille morte.“

Ich ſtand ſogleich vom Tiſch auf. Ich lief durch die Halle, ich ſtürmte die Treppe hinauf, in mein Zimmer hinein.

Nach einigen Minuten kehrte ich an Dagmars Tiſch zurück. Ich hatte gerötete Augen. Ich ſah die Welt in Trauerflören.

Dagmar betrachtete mich prüfend.

Sie trank. Sie nickte mir zu. Sie ſtand auf.

„Ich biete Ihnen übrigens mein ‚Du‘ an, Walther,“ ſagte ſie.

Es klang wie ein Peitſchenhieb gegen mein Geſicht.

5

„Wir wollen tanzen,“ ſagte Dagmar, als wir in der Hotelhalle vor den brennenden Buchenſcheiten des Kamins unſern Mokka tranken.

„Ich will jetzt durchaus nicht tanzen,“ erwiderte

ich grob. „Ich will weder mit Ihnen (ich betonte ‚Ihnen') noch mit irgendeinem Menſchen auf der Welt tanzen."

„Was tuſt du denn da?" fragte Dagmar neugierig.

„Ich ſchreibe eine Poſtkarte."

„So? Das iſt intereſſant. An wen denn?"

„Da Sie die Angewohnheit haben, fremde Zimmer zu betreten und dort Einrichtungsgegenſtände zu demolieren, ſo muß ich natürlich neue beſtellen." Ich fügte gekränkt hinzu: „Ich ſchreibe an das photographiſche Bureau."

„O ich bitte um Verzeihung! Ich wußte nicht, daß du derartige Bilder als Einrichtungsgegenſtände benötigſt. Ich wollte dir natürlich nicht den Zimmerſchmuck rauben, der deiner deutſchen Seele zum Schönheitsideal dient. — Bitte. Hier iſt das Bild."

Sie öffnete ihre Taſche. Sie hielt mir Chriſtines Bild zwiſchen zwei Fingern hin.

Faſſungslos ſtarrte ich auf die Photographie.

„... Sie haben ſie nicht —?" ſtammelte ich.

„Nein, ich habe ſie nicht. — Bitte, nehmen Sie ſie jetzt. Eins ... zwei ... bei drei fliegt ſie ins Feuer, dann habe ich ſie doch! ... Alſo: eins ... zwei ..."

Ich betrachtete ſtarr dieſe zwei wunderſchönen Finger, zwiſchen denen die Photographie balancierte.

„Drei,“ ſagte Dagmar. Das Bild flog in den Kamin.

Dieſes Geſicht, das ich angebetet und immer aufs neue verraten hatte, es bog ſich in Windungen, als leide es die Schmerzen eines im Feuer Gemarterten.

Dagmar ſtand auf. Sie breitete die Arme mit gerundeten Ellbogen leicht in der Luft auseinander. „Wir wollen jetzt tanzen.“

Sie ſah mich zornig an, da ich zögerte. Sie ſtieß ganz fein die Fußſpitze auf den Boden.

„Ich kann doch gar nicht tanzen,“ ſagte ich mit kläglich verzogenem Geſicht und ich ſtand langſam auf.

„Allons, allons! Du wirſt es lernen!“

„Lernen!“ rief ich empört. „Wo ein europäiſcher König zuſieht und die ganze fünfte Avenue!“

Dagmar lachte, und ſiehe da, ſchon tanzte ich.

Ich wunderte mich über die ſuggeſtive Kraft in Dagmars Arm, der meine Schritte mit präziſem Druck leitete. Sie erteilte mir halblaut kleine

Tanzbefehle. Ich folgte dem Rhythmus dieſer Befehle, dieſes Körpers, dieſer Muſik.

„Es ging ſehr gut, Walther!“ ſagte Dagmar anerkennend und freundlich, als wie an unſern Kamin zurückkehrten. Sie fügte hinzu, ohne erkennbaren Hohn:

„Ich glaube, du lernſt alles viel ſchneller, als man es zuerſt bei deinen ſchlechten Manieren annehmen kann.“

Wir fanden Erwin am Kamin ſitzen, der uns heftig, aufgeräumt und laut begrüßte.

„Wir haben Tanzunterricht gehabt. Er lernt es gut.“

Erwin lächelte.

„Ich habe nie daran gezweifelt, daß er es gut lernt.“

Er ſchien in prächtigſter Laune zu ſein. Er brachte uns zum Lachen.

„Wie gefällt dir Dagmar?“ fragte er mich.

Dagmar lächelte. Sie ſah irgendwohin ins Leere und ſie lächelte.

Ich hatte fieberrote Wangen. Ich konnte nicht Worte finden, meine Begeiſterung zu äußern.

„Dagmar ... Dagmar iſt ... die Welt.“

„Sieh nur, was für Backen er hat! Er fiebert

ja, der Junge! Er iſt viel hübſcher als du, Dagmar.“

Ein anbetungswürdiger Triumph verſchönte Dagmars Geſicht.

„Du haſt gewonnen?“ fragte ſie plötzlich ganz ſachlich.

„Oh, es geht. Ein wenig. Unintereſſant.“

Dagmar beobachtete Erwin. Sie ſtand auf. Sie winkte. Es war ein Augenwink, ein herrlicher Befehl: abermals zu tanzen.

Wir tanzten. Wieder hörte ich die kleinen Kommandorufe. Ich atmete Dagmars Parfüm, ich empfand die unerklärliche Fremdheit, Scheu und Anbetung vor dem zarten ſchwarzen Stoff ihres Kleides über der Bruſt. Dieſer Stoff war mir heilig, unberührbar wie eine Altardecke. Sein Duft aber war nicht Weihrauch, ſondern urweltlich-heidniſcher Venusduft.

„Erwin hat euer ganzes Geld verſpielt,“ flüſterte mir Dagmar zu.

Ich war ſo erſchrocken, daß ich faſt hingefallen wäre, wenn Dagmars Arm mich nicht gezwungen hätte, den Tanz fortzuſetzen.

„Was ſagten Sie da eben?“

„Wenn du noch einmal ‚Sie‘ ſagſt, laß ich dich

mitten im Tanzen ſtehen, du ungezogener Junge! Wie heißt es?“

„Was ſagſt du, Dagmar?“

Dagmar antwortete nicht. Ihre Aufmerkſamkeit wurde durch einen Trupp junger Leute erregt, die in das Hotel eingedrungen waren und ſogleich zu tanzen begonnen hatten. Sie kamen von einer Segeljacht, ſie hatten die gebräunten Geſichter froher Menſchen, die einen Sonnentag auf dem Waſſer zugebracht haben. Die Herren trugen noch ihre weißen Flanellhoſen, die Mädchen helle Kleider mit Schuhen aus weißem Leder.

Inmitten dieſes Getümmels kehrten wir zu Erwin zurück, der haſtig Mokka trank, mit vielen ‚Ahs!‘ und ‚Ohs!‘ tiefſter Zufriedenheit.

„Jetzt muß ich euch ein Geſtändnis machen,“ ſagte Erwin, während er eine Zigarette in das Feuer des Kamins hielt.

„Ich habe nämlich mein ganzes Geld verſpielt,“ ſetzte Dagmar hinzu.

„Du biſt eine wunderbare Menſchenkennerin, Dagmar!“ erklärte Erwin begeiſtert. „So iſt es! Genau ſo iſt es, wie Dagmar geſagt hat! Ich hatte noch fünf Fünffrankenſtücke in der Weſte, damit

fuhr ich hierher. Nun habe ich noch genau dreißig Centimes."

Ich fuhr verzweifelt mit den Fäuſten an die Schläfe. Dann ſuchte ich in meinen Taſchen.

„Hier! Da! Ich habe dieſes Goldſtück: zwanzig Franks!"

„Und ich habe keinen Sou," erklärte Dagmar und ſie flirtete mit dem Oberhaupt der fünften Avenue-Familie.

Da ſaßen wir drei im teuerſten aller europäiſchen Hotels mit zwanzig, dreißig Franks in den Taſchen.

Wir begannen plötzlich wie die Irrſinnigen zu lachen — ein ziemlich hyſteriſches Gelächter, das wir da zuſtande brachten. Die Milliardärsfamilien aus Neuyork und Boſton, Seine Majeſtät und ihr Adjutant, alle ſahen neidiſch zu uns herüber. ‚Wer auch einmal ſo fröhlich ſein könnte, wie dieſe jungen Leute dort,' dachten ſie wohl mit Neid und ſie hatten Anerkennung für unſere Heiterkeit.

Erwin winkte dem Kellner. Er beſtellte einen Kognak aus dem Zeitalter des premier consul ſowie Veuve Cliquot mit der gelben Etikette.

Wir verbrachten dieſe Nacht in der ungeheuerlichſten Heiterkeit. Später vollführten Erwin und ich auf den Gängen ſolch einen Lärm, daß in

der Dämmerung die ſchreckensbleichen Geſichter ſchlafgeſtörter Gäſte zwiſchen den Türſpalten geiſterten wie zerſchnittene Masken oſtaſiatiſcher Schauſpieler.

6

Ich hätte leicht die folgenden Wochen als unglückſelig und verhängnisvoll empfinden können, wenn es mir nicht eben jetzt an jedem Intereſſe für meine Umgebung gemangelt hätte, inſofern ſie nicht Dagmar unmittelbar betraf.

Wir ſaßen da an der Riviera, zumeiſt ohne einen Centime in der Taſche, einlogiert in dieſes Hotel, deſſen Tagesrechnung den Betrag meiner Monatsrente überſtieg, eine Situation, die man entweder als peinigend oder als beluſtigend anſehen konnte. Ich aber machte es mir in den kommenden Wochen zur Regel, ſie überhaupt nicht anzuſehen, ſie zu ignorieren und, ſobald einmal das Geſpräch zwiſchen Erwin und mir darauf kam, ſie mit einem etwas fieberiſchen Lachen abzutun.

Erwin bezeichnete das Telegraphenamt von Beaulieu als unſere Rettung. Er brachte die franzöſiſchen Beamten dort, die doch in jenen Regionen wildeſter Spielleidenſchaft an die Hilferufe ſtran-

dender Schiffe — save our souls! — gewöhnt sein mußten, durch seine strahlenförmig in die Zivilisation hinausgesandten Telegramme von durchaus fremdartiger und verblüffender Diktion zur Verzweiflung. Kam es mir je an, diese Telegramme durchzulesen, so bewunderte ich das geistige Band, das den Menschen der zivilisierten Erdoberfläche umschloß. Da gab es zwischen Wladiwostok und Sevilla kaum irgendeine wichtige Nation, die nicht für Erwins Transaktion ihren Mann zu stellen hatte. Er schien eine internationale Anleihe auszuschreiben und diese telegraphisch einziehen zu wollen. Was er hierbei in die Hand bekam, verspielte er mit Sorgfalt im Kasino. Übrigens begnügte er sich nicht mit real abgesandten Depeschen. In seiner Abwesenheit fanden wir auf seinem Schreibtisch fiktive Telegramme — Dichtungen, die die Verzweiflung ihm eingegeben hatte. Lasen wir sie durch, so schlug das Gelächter uns zu Boden. Wir lagen auf der Erde, wirbelten die beschriebenen Formulare um uns herum, und ich benützte die Situation unsrer Ausgelassenheit, mit meinen Lippen schnell Dagmars Arme zu berühren, ihre Knie oder was immer von ihrem schönen Körper sich mir darbot. Dann

laſen wir: „Kardinal Paganello, Vatikan, Rom. In Erinnerung gemeinſamer Schulkameradſchaft erbitte telegraphiſch fünfhundert. Rückgabe ſpäteſtens. Fußkuß. Erwin.“ — Der Sultan von Marokko, der ſehr erlauchte Name eines Dichters und Nobelpreisträgers, Sclambos längſt verſunkene Geſtalt und jener Herrſcher, der Tür an Tür neben uns wohnte, ſie alle erſchienen auf dieſen Telegrammformularen, ſie alle wurden angehalten, Geld, Geld, Geld — telegraphiſch natürlich — zu ſenden.

Die realen Freunde zwiſchen Sibirien und den Säulen des Herkules ſchienen Erwin zu lieben: nur die wenigſten ließen ihn im Stich. Der Telegraphenbote des Ortes lief mit heraushängender Zunge und keuchender Lunge, die Augen verglaſt wie ein Foxterrier vor dem Fuchsbau, zwiſchen dem Poſtamt und dem Hotel einher. Ich bemitleidete ihn. Sein Wettrennen mit Erwins Freundeskredit hatte etwas ähnlich Beklagenswertes wie jener zwiſchen dem Swinegel und dem Hes: immer, wenn der Arme auf ſein Poſtamt zurückgekehrt war, um ſich nun in Ruhe ſeine Maryland anzuzünden, war wiederum jene Fünfhundert-Franks-Anweiſung eingelaufen, die

er doch eben im Hotel abgeliefert zu haben glaubte.

Ich ließ mir von Erwin gerade ſoviel Geld aushändigen, wie ich zu unſern täglichen Spazierfahrten benötigte. Auf dieſen Exkurſionen, die zumeiſt nach dem Tee ſtattfanden, bevorzugte Dagmar die weſtlich von Beaulieu gelegene Küſte. Wir mieden dann alle lärmenden Kurorte. Oft fuhren wir im Automobil nach Cannes, wo wir unter leichtſchattenden Palmen Tee tranken.

Ich bemerkte zu meiner Pein, wieviel Bekannte Dagmar längs der ganzen Riviera hatte. Sehr viele Herren grüßten ſie auf dieſe beſtimmte Art, in der man eine ſchöne, aber geſellſchaftlich nicht klaſſierte Frau grüßt. Zwar ſprach manchmal ein hitziger Enthuſiasmus aus dieſen Grüßen, ſelten aber eine echte Höflichkeit. Fuhren wir im Wagen, ſo ließ Dagmar zuweilen halten, ſie ſtellte mich dem Herzutretenden vor, dann begann eine Konverſation, ohne daß irgend jemand das Wort an mich gerichtet hätte. Dagmars Bekannte gehörten zumeiſt der internationalen Boheme, der Börſe und dem Adel an.

Ich ſah mißmutig auf die Köpfe der Pferde.

„Immer dieſe Menſchen!“

„Ganz recht, immer dieſe Menſchen! Ich verſpreche mir viel von Menſchen. Ich verſpreche mir gar nichts von deiner erhabenen Einſamkeit und Menſchenſcheu.“

„Aber Dagmar, was fängſt du mit dieſen Leuten da an!“

„Man kann ſie gern haben. Man kann ſich von ihnen unterhalten laſſen. Man kann mit einigen flirten, von andern kann man ſich lieben laſſen oder ſie lieben.“

„Sie lieben!“ rief ich entrüſtet. „Du kannſt unmöglich einen von dieſen parfümierten Narren geliebt haben!“

„O doch! Ich habe mindeſtens einen von dieſen parfümierten Narren geliebt.“

„Wen denn?“ fragte ich ſchnell.

„Wen? Nun, da du es wiſſen willſt: zum Beiſpiel dieſen engliſchen Antinous, der neulich beim Taubenſchießen an unſern Wagen kam.“

„Ah! Miſter O'Dowd! Es war der einzige, der geruhte, ein Wort mit mir zu ſprechen.“

Dagmar lachte mit zweideutig gekrümmtem Mund.

„Das glaube ich, daß er geruhte, ein Wort mit dir zu ſprechen. Ich denke, er hätte gern ein paar

mehr mit dir geſprochen. Ich bin ſogar überzeugt, daß er nur deshalb an unſern Wagen herangetreten iſt — gar nicht meinethalben."

Ich ſah ganz erſtaunt auf Dagmars Wange.

„Wollte er Streit mit mir? Wollte er mich fordern?"

Dagmar zog die Stirn hoch. Sie ſtarrte auf ein Bauernhäuschen, unter deſſen Giebel ein Reklameſchild angebracht war: Pneu Michelin boit l'obstacle.

Sie ſagte: „Ja, Walther — das wird es wohl geweſen ſein. Er kam an unſern Wagen heran, um dich zu fordern. So ſind dieſe jungen Engländer, die fünften Söhne der Lords, immer geweſen: ſie ſehen eine Dame mit einem Herren im Wagen, ſie treten herzu, um dieſe Dame zu begrüßen. Dann fordern ſie die Herren. Sie ſind wie der Pneu Michelin dort, ils boivent l'obstacle."

„Was du für Scherze machſt, Dagmar! Verzeih, aber weshalb ſpotteſt du immer? Es iſt ſonderbar, alle Mädchen haben dieſen Ton, wenn ſie mit mir ſprechen: Chriſtine, Blanche, Angelina, du — alle."

Kinder, die neben unſerm Wagen einherliefen,

hüllten uns in eine Wolke anmutiger Bettelei. Ihre kleinen dringlichen Rufe ſchwirrten wie Schwalbengezwitſcher um unſere Ohren.

Ich redete mich in Entrüſtung hinein.

„Ihr Leute der großen Welt, beſonders ihr Frauen, habt alle eine Uniform des Geiſtes an. Gewiſſe, ganz einfache Worte, die ihr ſprecht, haben eine ganz beſtimmte Bedeutung, weil ihr ſie mit irgend einem ſonderbaren Lächeln ſprecht. Und ein Junge wie ich ſoll — nicht dieſe Worte, aber das Lächeln, das ſie illuſtriert, verſtehen. Ein engliſcher Herr tritt an unſern Wagen heran. Du biſt eine wunderſchöne junge Dame und du haſt ſogar dieſen großbritanniſchen Löwen geliebt. Dennoch ſagſt du, daß er nur meinethalben herzugetreten iſt: um mich zu ſprechen. Alſo bitte: wie? Weshalb denn? Erkläre mir das, Dagmar. Erkläre mir dein ſonderbares Lächeln.“ Ich drückte leidenſchaftlich Dagmars Hand. „Ach! Erkläre mir deine ganze Exiſtenz!“

Dagmar wechſelte den Ton. Sie ſprach nun wie ein Erwachſener, der mit einem Kind geſcherzt hat und jetzt ernſthaft es belehrt.

„Alſo gut, Walther, da du alles erklärt haben willſt: der engliſche Herr liebt die Jungens.“

Ich ſtarrte auf Dagmars Mund.

„Was? Er liebt die Jungens? Was für Jungens bitte? Wieſo?“

„Ach du großer Gott im Himmel!“ ſtöhnte Dagmar, und die Augen wanderten, ratlos über ſoviel Dummheit, zur Wölbung ihres Sonnenſchirmes, wo ſich eine Pferdebremſe mit törichtem Summen verfangen hatte.

„Hat er dich denn nicht geliebt?“

„Allerdings. Ja.“

„Nun alſo? Biſt du denn ein Junge?“

„Faſt. Glaubſt du nicht? Sieh mich an. Ich denke mir, wenn ein Mann mich liebt, liebt er die Jungens.“

Ich verzog grollend meinen Mund.

„Alſo: das ſind Schmutzereien, die ich nicht verſtehen will.“

Wir waren vor dem Hotel angelangt. Dagmar ſtieg aus. Sie dehnte die Gelenke ihrer hohen Beine. Ihr blondes Haar, nun unbedeckt, hatte einen roſenfarbenen Schimmer im Vorabendlicht.

„Mein Kleiner, ſeitdem dein Gott den Menſchen Odem ins Ohr geblaſen hat, gibt es nichts als Schmutzereien auf dieſer Welt. Einige davon ſind

amüſant, andere ſind: — Schmutzereien. Auf Wiederſehen!“

Ich antwortete gar nicht. Ich ging auf mein Zimmer. Wütend ſchlug ich die Tür hinter mir zu.

7

In dieſer Nacht war eine Segelfahrt geplant.

Erwin und ich gingen kurz vor Mitternacht, in einen lauen Wind gehüllt, die Straße hinunter, die zum Hafen führte. Im Abſtand voraus ſchritt Dagmar, mit leicht erhobenem Munde gegen das Sterngewölbe hin ſanfte dumme ſchwediſche Lieder ſingend, mit einem kleinen, hungrig gehöhlten Kindermund, wie ein befliſſenes Mädchen, das zur Schule geht. Zuweilen ordnete ſie mit der gekrümmten Hand ihr Haar im Nacken, wie alle Frauen ihr Haar im Nacken ordnen, wenn ſie irgend etwas Männliches hinter ſich wiſſen. Zuweilen beſchrieb ſie einen klein-funkelnden Kreis mit ihrer Zigarette. Zuweilen blieb ſie ſtehen, um ſich nach uns umzuſchauen. Doch ſie ſetzte im Rufabſtand ihren Weg fort, ſobald ſie bemerken mußte, daß wir beide dahinten noch immer in unſer leidenſchaftliches Geſpräch verwickelt waren.

„Ich kann noch nicht einmal begreifen, was du

eigentlich willſt!“ rief Erwin mit der liebevollen Heftigkeit, die ihm eigen war, wenn er mich überreden wollte. „Beantworte mir bitte eine Frage: Glaubſt du nicht, daß du ſie haben kannſt, wenn du nur willſt?“

„Ob ich ſie haben kann?“ rief ich mit gedämpfter Entrüſtung. „Was iſt denn das für ein unſauberes Wort: haben?“

„Das iſt ein außerordentlich ſauberes Wort, denn es iſt ein präziſes Wort! Glaubſt du es alſo oder glaubſt du es nicht?“

„Ich weiß es nicht ... Wie kann ich das wiſſen, ob ſie mich liebt?“

„Ich habe gar nicht gefragt, ob ſie dich ‚liebt‘! Laß doch bitte einmal für zwei Minuten dieſe europäiſchen Konventionsbegriffe der Erotik aus dem Spiel! Es iſt eine ganz andere Frage, ob ſie dich ‚liebt‘ oder ob du ſie, haben‘ kannſt. Das ‚Lieben‘ iſt unwichtig, aber das ‚Haben‘ iſt unermeßlich wichtig, denn du verdurſteſt ja nach dieſem Mädchen!“

Ich ſtöhnte.

„Das iſt wahr!“

„Nun alſo! Du ſagſt es ſelbſt. Was langweilſt du dich und mich und Dagmer dann mit deiner

Eiferſucht, deinen Fragen, deinen Bedenken? In Gottes Namen: ſo nimm ſie doch! So nimm ſie doch!“

Erwin ſprach dieſes Wort ‚nimm‘ auf eine ganz beſonders prägnante, turbulente und aufſtachelnde Weiſe aus.

„Ich kann ſie nicht ‚nehmen‘, wie du dich ſo geſchmackvoll ausdrückſt, Erwin, bevor ich nicht weiß, ob ſie dich liebt oder mich.“

Erwin packte mich an der Schulter. „Wenn du jetzt noch einmal das Wort ‚lieben‘ ausſprichſt, ſo fang ich an dich zu prügeln!“

Wir lachten uns in die Augen, aber mir wurde es ſogleich wieder bitterlich ernſt um die Sache.

„Gut alſo. Wenn du das Wort ‚lieben‘ nicht hören magſt, dann wiederhole ich: ich kann Dagmar nicht ‚nehmen‘, bevor ich nicht weiß, was das für ein Menſch iſt — Dagmar. Ich kann ſie nicht einmal küſſen, bevor ich nicht weiß, ob du ſie nicht ſchon einmal geküßt oder gar ... gar ‚genommen‘ haſt ... in Paris ... und ... oder womöglich im Nord-Süd-Expreß oder ... oder ... hier. Ich kann ſie nicht nehmen, bevor ich nicht weiß, wer alles ſie ſchon früher genießen durfte, dieſe ſchöne, geſtreckte, eishäutige Schwedin. Ich kann ſie nicht

nehmen, bevor ich nicht genau weiß, ob ſie ein anſtändiges Mädchen iſt oder eine Kokotte.“

Bei den Worten ‚anſtändiges Mädchen‘ und ‚Kokotte‘ begann Erwin zu raſen wie ein junger Hengſt. Er ſchüttelte ſich in ſeiner eigenen Albernheit, mit ſeinem Gelächter ermunterte er das matt zum Ufer hinſprechende Meer.

Dagmar war ſtehengeblieben, einige Schritte vom Segelboot entfernt, das unſer wartete.

‚Nun, was gibt es?‘ fragten ihre Augen.

Erwin legte ſeinen Arm um ihre Hüfte.

„Da, betrachte dir doch einmal unſer blondes Seidenhäschen — was für ein anſtändiges Mädchen das iſt!“

Dagmar ſah mich ſtreng an, mit zornigen Stirnfalten.

„Hat er ſchon wieder gefragt, ob ich eine Kokotte bin?“

Ich ſah beſchämt zu Boden.

„Du wirſt nächſtens einmal ein paar Ohrfeigen bekommen! Da wirſt du ſchon merken, ob ich ein anſtändiges Mädchen bin oder eine Kokotte!“

Sie ſprang in das Segelboot, das von ihrem Fuß erzitterte.

Erwin begrüßte den Schiffer, der uns die Nacht

hindurch über das Meer ſegeln ſollte, in einer großen, rhetoriſch-lärmenden Rede. Er ſprach das Italieniſche wie ein Raſender, er komponierte ſich einen furioſen Dialekt, den es auf der ganzen Apenninen-Halbinſel nicht gab. Der Monegaſſe bekam blanke Augen; ſchmerzhaft erregt von ſeiner eigenen Verſtändnisloſigkeit ſtarrte er Erwin auf den Mund. Über der zerſchundenen Wange hatte er eine Narbe, die violett und feucht-ſilberig im Schweiß und Sternenſchein aufglänzte.

Zögernd und beſchämt, im Mondesſchatten gebückt, prüfte ich die Taue der Segel.

Auf dieſe Art endigten ſtets meine ernſthaften Geſpräche dieſer Tage. Nach drei Minuten, in denen Dagmar und Erwin ihre Dialektik, ihren Witz und ihre Geſten entfaltet hatten, erſchien mir all das voll trübſinniger Einfalt, was mich in tauſend Stunden meines Lebens warnend bedrängt hatte.

8

Eine Nacht über den Waſſern iſt lang. Wenn das erſte Licht öſtlich-dumpf in der Flut erſcheint, glaubſt du eine Ewigkeit lang wie eine Maſche in der Falte des Gottesmantels verwebt geweſen zu

ſein. Du kennſt allenthalben die Bewegungen großer Gegenſtände um dich her, aber nicht unmittelbar gewahrt dein Auge ſie. Das erſte Licht, war es nicht das zweite, war es das hundertſte nicht? Die Sterne, von deinem Blick zu Bildern vereinigt, ſie ſind dir eine angeheftete Form. Wenn aber geraume Zeit verſtrichen iſt und du das Auge wieder hingewendet haſt, wirſt du ihrer Drehungen gewahr. Was hoch war, wurde tief, was tief war, wurde hoch. Auch die Welle auf dem Meer gibt ſich dir in der Bewegung bewegungslos. Nicht wahrnehmbar iſt ihr Gleiten und Fließen, und dein ſchwerfällig meſſender, wägender und empfindender Körper nimmt die Wandlungen von Wärme und Feuchtigkeit in der Luft mit Trägheit auf. Die weltumſpannende Starrheit in immer fließenden Erſcheinungen, dieſe iſt es, die dir am Morgen nach einer ſolchen Nacht das Gefühl unendlicher Dauer verleiht.

Wir lagen in Kurven gebogen, wir drei, auf Kiſſen, von Schiffsrand zu Schiffsrand. Damit Dagmar ſchöner und ſanfter ruhe, hatten mein Freund und ich die Arme unter ihrem Nacken verſchlungen: ſo ſtützten und betteten wir dieſes Haupt. Der Monegaſſe ſaß am Steuer, das von der Narbe

geſchundene Geſicht den Sternen ſchräg zugewandt, mit dem kleinen, ausgehöhlten, trockenen Mund leiſe ſingend, die Blicke immer von unſrer Gruppe abgekehrt. Winde ſtrichen ſanft und ſtetig über die Fläche. Unſer Boot, dem ſchwarz und gelb leuchtenden Horizonte ſenkrecht zuſtrebend, zerſchnitt das Meer in gleiche Teile.

Nach Mitternacht lag das Feſtland weit hinter uns, die Höhenzüge der Corniche waren nichts mehr als Ahnungen eines vergangenen Lebens: Straßen, Häuſer, Bäume, Lichter, Menſchen und menſchliche Zuſtände waren verſunken. Wir hier nachts über dem Waſſer, in unſrer leicht ſchaukelnden Schaluppe, hatten den Zuſammenhang mit dem gegliederten Raum, mit der geregelten Zeit verloren. Nur ein Frühlingsduft im lauen Winde gab Erinnerung an Land und Erde. Nur ein Dreigeſpann weißbeſchwingter Vögel, das unſere Segel ſtumm umflog, ſich in größere Höhe erhob, um wie ein lebendiges Sternen-Drillingspaar im Raum zu ſchweben, und leiſe klingend ſich herabließ, gab Erinnerung an lebendiges Weſen. Nichts war um uns als Stille, Nachttiefe, flatterndes Segeltuch, ſpielende Flut, die das Holz unſrer Schaluppe ſingend machte wie dahinſtreichende Saiten das

Holz der Violine. Jeder Ton aber war eingehüllt in Stille, Stille.

Wir hatten lange geschwiegen. Nur zuweilen hatten wir die kleinen Fragen gestellt und Antworten erteilt: Hast du Feuer für deine Zigarette? — Ja. — Danke. — Nimm eine neue! — Streichhölzer flammten und erloschen zitternd im Kielwasser.

Längst hatte ich keine Eifersucht mehr, keine Frage, kein Bedenken mehr, kaum noch Erregungen von dem Körper dieser Frau. Mein Gesicht war sehr nahe an Dagmars Schulter, zuweilen strich im Wehen eine Locke ihres feinen Haares über meine Augen oder ihre Wange, die die Farbe der Weißdornblüte hatte, berührte absichtslos, so schien es mir, meine Wange.

Der Mond war eine Stunde nach Mitternacht wie eine drohende und kriegerische Gestalt mit ostasiatisch gelb-schwelender Grimasse über dem Horizont aufgestiegen. Nun sandte sein silber-freundliches, verengtes und verjüngtes Gesicht warme Strahlenströme in unser Boot. Obgleich er sich doch entfernte, erschien er jetzt vertrauter und nahe, er war den Segeln, den Schiffsplanken, unsern Stirnen, Lächeln und Träumen zugehörig.

Ich war blinzelnd in einen feinen Dämmerſchlaf verfallen. Über meine Augen ſtrich das Haar der Berenice dahin, dieſes Sternbild, das an den Grenzen des ſichtbaren Firmamentes, ſchon in Unendlichkeit getaucht, funkelte wie ein ſchön geſträhltes Götterhaupt. Ich ſpürte den aphrodiſiſchen Duft des Meeres, vereinigt mit dem nahen Duft von Dagmars blumenhaft bleichem Hals. So unbeſtimmbar, unmeßbar und unwägbar, wie alles Naturgeſchehen um mich her, fühlte ich in meinem Halb- und Viertelſchlaf, daß eine Erregung in meiner Bruſt, in Dagmars und in Erwins ſtärker wurde. Sie ſchlich dahin, dieſe Erregung, aber ſie näherte ſich ſeit Stunden einem beſtimmten Ziel. Mir war, der ich dort blinzelnd ſchlief, als irrten unſere Gedanken wie jene weißen Seevögel über unſern eigenen Stirnen, als ſuchten ſie eine Zuflucht, als bauten ſie endlich dort oben an den Maſten ein Mondneſt für ein dreifaches Liebesglück.

Erwins Hand lag unter Dagmars Nacken hingeſtreckt auf meiner Schulter. Von dieſer Hand, die heute im Kaſino das Geld über den Tiſch geſtreut und ſpäter die Hüften der Kokotten beim Tanz gelenkt hatte, empfing ich einen leichten Abſcheu, gemiſcht mit einer leichten Luſt.

Spät in der Nacht, doch meinen Nerven nicht unvorbereitet, löſte ſich dieſe Hand mit einem zärtlichen Abſchiedsdruck von meiner Schulter. Ich ſah, wie ſich Erwin ein wenig aufrichtete, wie ſeine Augen lächelnd, unſtet und forſchend auf Dagmars Geſicht eine Stelle zum Kuß ſuchten. Er wählte ihre Mundwinkel, in denen ein fließendes Lächeln lag. Sie küßten ſich lange, ſpieleriſch, nicht hingeriſſen, doch genußſüchtig. Kaum hatten ſie ſich voneinander gelöſt, als Dagmar ſich umwandte und lächelnd, unſtet, mit Grauſamkeit forſchend, auf meinem Geſicht eine Stelle zum Kuß ſuchte. Sie nahm die Augen, in deren Höhlungen ſie ſchlürfte, dann nahm ſie meinen Mund. Sie umarmte meine Hüften, ihre Hand zog meine Knie an ihre Knie, meinen Schoß an ihren. Sie warf ſich zurück. Sie rief, indem ſie den ſchmalen Leib panthergleich gegen das Firmament hinſtreckte: „Heute wird er verdorben!“ Schwärmeriſch ſah ſie mit den blauen Augen ins Mondlicht. Dann warf ſie ſich zur Seite: im Mondſchatten der Segel tauſchte ſie Zärtlichkeiten mit Erwin. Die entzückten Töne aus ihren Kehlen erinnerten an das verworrene Gurren der Tauben.

Erwin breitete ein Tuch über Dagmars Geſicht. Er küßte ſie.

„Wer hat dich geküßt?“

„Du.“

„Wer: du?“

„Erwin.“

„Du ſollſt nicht denken, daß ich es bin, hörſt du? Denke, daß Walther dich küßt.“

Er küßte ſie.

„Wer hat dich geküßt?“

„Walther.“

Ich küßte ihren Mund durch das Tuch.

„Wer?“

„Walther.“

„Du ſollſt nicht denken, daß ich es bin. Denke, es iſt Erwin.“

Wir küßten uns.

„Wer hat dich geküßt?“

„Erwin.“

Wir ſtreuten im Mondlicht, Meereswind und Liebesſpiel unſere Weſen dahin wie Aſche oder Staub. Was Ich war, wurde Du; was Du war, wurde Wir. Ich lernte die Luſt an einem Weib, das niemand, das allen gehört. Die Worte klangen in meinem Ohr: heute wird er verdorben! Ich

nahm die Verderbnis hin wie das Allerköſtlichſte, Allgenußreichſte und Allbeglückendſte auf dieſem Erdenrund. Ich erinnerte mich dabei eines Gedichtes, das ich — in welchem Leben? — einſt an ein Mädchen telegraphiert hatte: In tauſend Formen magſt du dich verſtecken — Doch, Allerliebſte, gleich erkenn' ich dich — Du magſt mit Zauberſchleiern dich bedecken — Allgegenwärt'ge, gleich erkenn' ich dich —

Vorbei! Vorbei!

Ich legte Dagmars Hände an meine Hüften, ich küßte, ſchaudernd im erſten Morgenwind und Morgenlicht, ihre nackte, kaum noch weibliche Bruſt.

Das Dreigeſpann der Seevögel verließ mit klagenden Pfiffen unſer Schiff, ſich dem Oſten entgegenzuwerfen. Wir ſahen aus der Ferne, wie ihre Rücken noch in Nacht getaucht waren, während die ſchräg aufwärts gerichteten Leiber mit den eingezogenen Krallen im öſtlichen Schein erglühten.

9

Am folgenden Nachmittag hatte Dagmar mich aufgefordert, in ihrem Zimmer den Tee zu nehmen. Ich fand jenen koſtbaren Augenblick, wo ſie, dem Bad entſteigend, zwei Stufen der in den Erd-

boden eingelaſſenen Wanne überſprang. Ihr Sprung, die indianerhafte Biegung in den Hüften, erinnerte mich an ihren ſenkrecht emporgerichteten Tanzſchritt im Wald unſers Schulgutes.

„Der Mantel!“ rief mir Dagmar zu mit einer kleinen befehlenden Bewegung des Handgelenkes.

Ich legte den Bademantel um ihre Glieder, ich rieb ihre Haut mit meinen Fäuſten trocken, ich kniete, ich trocknete ihre Hüften, Schenkel und Füße, ich küßte, was immer meinem Mund von der ſchönen Geſtalt erreichbar war. Währenddeſſen ordnete Dagmar ihr Haar vor den Spiegeln, ſie nahm meine Dienſte, meine Zärtlichkeiten hin, als ſeien wir ein Liebespaar von jeher. Ich trug ſie auf meinen Armen in ihr Bett, das von Parfümflaſchen, Konfitüren, kleinen Kuchen und Teetaſſen umlagert war.

„Du bemühſt dich,“ ſagte ſie, während ich ſie trug, und ſie blickte läſſig zur Decke des Zimmers hinauf, während ihre roſigen Füße eine ſchwebende Engelsgeſte vollführten. Dann, im Bett, in ein ſchwarzes Pyjama mit weißer Hals- und Handkrauſe wie in ein ganz trauriges Totenhemdchen gehüllt, ſagte ſie, während ſie vor dem kleinen Spiegel mit dem Ballen der Hand eifrig Creme

auf ihrer Geſichtshaut verrieb: „Dein Geſichtsausdruck, mein Liebſter, zeigt dieſe Art von zärtlicher Ergebenheit, die mich von jeher bei euch Männern unausſprechlich gelangweilt hat.“

Derartige Ausſprüche brachten mich gewöhnlich zum Lachen, heute wurde meine Erregung nur geſteigert. Verzweifelt biß ich in dieſe ſchleierweiche Daunendecke, die meinen Mund von ihrem Körper trennte.

„Ja, das iſt gut,“ ſagte mit Befriedigung eine Stimme hinter mir.

Erwin war eingetreten. Er zog mich auf das Bett, auf das er ſich fallen ließ. „Küßt euch. Es iſt anregend für einen alten Spieler, die Jugend zu ſehen, wie ſie ſich küßt.“ Während er dies ſagte, legte er ganz konventionell ſeinen Mund zur Begrüßung auf Dagmars Finger.

„Alſo!“ ſagte Dagmar, und ich küßte ihren Mund. Sie ließ es geſchehen, aber ſo, daß ich merken ſollte, wie ſie Erwin mit den Augenwimpern taktmäßige Leuchtfeuerzeichen gab. Nun nahm ich in Wut ihren Hals in meine Fäuſte, ich würgte ihn küſſend, bis dieſe Augen ſtumpf wurden in einer faſt unperſönlichen Demut.

„Genug,“ ſagte Erwin und er legte ſeine Hand

ganz leicht auf meinen Arm. „Es iſt unſchicklich, eine Dame beim Tee zu töten. Wir wollen jetzt unſere Beköſtigung haben. Vielen Dank.“

Wir bekamen unſern Tee. Verzweiflung und Erregung bewirkten, daß ich die Taſſe nur mit Mühe in meiner Hand hielt. Die beiden plauderten miteinander, ohne mich viel zu beachten. Zuweilen hüſtelte Dagmar, ſie legte dann das Taſchentuch an die Lippen.

„Erinnerſt du dich an Bijou d'Eve?“ fragte Dagmar plötzlich.

Erwin dachte nach.

„Iſt es die fette Flämin aus dem Café du Dôme?“

„Sie iſt in Monte Carlo.“

„Man hat immer das Gefühl, wenn man ſie ſieht, als werde das dicke violette Blut demnächſt die weiße Haut ſprengen.“

Dagmar ſog mit geblähten Nüſtern Luft ein.

„Walther muß ſie haben.“

Ich fuhr empor aus meinen Gedanken.

„Was? Wovon redet ihr? ... Wovon ihr nur immer redet!“

Dagmar betrachtete aufmerkſam mein Geſicht.

„Es genügt durchaus nicht, daß du mich liebſt

und erwürgſt. Du mußt andern Frauen auf dieſelbe Art den Hof machen. Du wirſt Bijou bis morgen abend verführen.“

„Ich kann nicht erlauben, daß man ihm ſoviel Zeit läßt,“ ſagte Erwin. „Das iſt kein fair play für Bijou.“

Ich nahm Dagmars Hand, die ich ſpielend in meiner hielt.

„Warum willſt du mich verderben?“ fragte ich leiſe.

Dagmar ſah mich eigentümlich an. Sie ſtrich mit der Spitze ihres Zeigefingers über meine Augenbrauen.

„Er wird gleich das Gedicht zitieren: Ach, was ziehſt du mich unwiderſtehlich — In jene Pracht? — War ich guter Junge denn nicht ſelig — In der öden Nacht . . .“

Erwin war etwas unruhig geworden. Mein Kummer, meine Verzweiflung und meine Angſt gingen ihm nahe. Dennoch ſagte er etwas ganz Andersgeartetes als das, was er fühlte:

„Bijou iſt allerdings ‚jene Pracht‘.“

Er legte ſeinen Arm um meine Schultern.

„Ich denke, mein Liebſter, du überſpringſt ſie. Ce n’est pas de ton métier ça!“

„Warum willſt du mich eigentlich verderben, Dagmar?“ fragte ich noch einmal, mit unendlicher Trauer im Herzen.

Dagmar winkte mich näher zu ihrem Mund. Sie flüſterte ein Wort, einen Namen, den Seeleninhalt eines Lebens in mein Ohr.

Ich ſtand auf, ſehr, ſehr blaß. Ich öffnete das Fenſter. Ich lehnte mich tief hinaus, atmete den Duft der Narziſſen und Roſen am Ufer des Meeres. In der Ferne heulte die Sirene eines Automobils, ein Jammerton, der mich mit Welt-Angſt erfüllte. Über dem arabiſchen Felſenneſt Eze flogen drei Raubvögel in ſpiralförmigen Schwingungen.

Niemand von uns ſprach geraume Zeit.

Dann räuſperte ſich Erwin.

„Ich möchte euch, meine Lieben, nur darauf aufmerkſam machen, daß wir von morgen an endgültig bankrott ſind.“

Ich drehte mich um. Ich ſah jetzt, daß es ziemlich ernſt gemeint war, was er da ſprach.

„Die wirtſchaftliche Situation iſt mit der Mitteilung ausreichend charakteriſiert: ich habe nun von morgen an definitiv keinen Sou mehr in der Taſche, und die Direktion des Hotels beginnt allmählich mit der Polizei zu kokettieren. Nachdem

ſich mir ſiebenundzwanzig Nationen mittels telegraphiſcher Poſtanweiſung als zinsbar erwieſen haben und ich den Ertrag dieſer Steuer immer wieder verſpielte, ſind alle Quellen ſeit einigen Tagen verſiegt. Ich bitte gehorſamſt um Kriegsrat.“

Dagmar nahm ein in ſcheckig gelber Seide gebundenes Buch zur Hand, ‚Le jardin des supplices‘ von Octave Mirbeau, drehte uns den Rücken und begann zu leſen.

Erwin lachte mir zu.

„Alſo? Was geſchieht?“

„Du biſt ſchrecklich dumm, Erwin,“ ſagte ich mit allem Ernſt. „Natürlich geht es nicht ſo weiter.“

„Alſo? Was geſchieht?“

„Von morgen an werde ich die Sache energiſch in die Hand nehmen.“

Dagmar drehte ſich um.

„Vergiß bitte nicht, daß du morgen wichtigere Dinge in die Hand zu nehmen haſt als ‚die Sache‘.“

Ich antwortete ihr gar nicht.

„Du willſt jetzt deinerſeits telegraphieren?“ fragte Erwin. „Das iſt lieb von dir.“

„Ich denke gar nicht daran,“ erklärte ich mit Beſtimmtheit. „Ich will deine Torheiten auf

direktem Wege wieder gutmachen. Du haſt einen großen Fehler begangen, als du ſoviel ſpielteſt, Erwin."

Erwin hörte zu, leicht mit den Augen zuckend vor Mißbehagen.

„Was für einen großen Fehler?"

„Du haſt immer verloren, wenn du geſpielt haſt. Das war natürlich ein großer Fehler. Man muß immer gewinnen."

Erwin zündete eine Zigare an.

„Witze kann ich auch machen — viel beſſere ſogar als du", ſagte er. Er liebte es nicht, wenn man ihn in Anweſenheit irgendeiner Frau zurechtwies.

„Ich mache durchaus keine Witze. Ich werde morgen ins Kaſino gehen und ſpielen."

„Ah!" rief Erwin, als ſei mein Plan für ihn die größte aller Senſationen.

Auch Dagmar drehte ſich um, mich zu betrachten.

„Wieviel Geld benötigen wir?" fragte ich.

„Unſere Hotelrechnung beträgt 5728 Franks. Schmuckſachen habe ich auf dem Mont de Piété für 7000 Franks gelaſſen."

„Alſo gut. Ich werde morgen dreißigtauſend bringen. Aber unter einer Bedingung: wir reiſen übermorgen früh."

Erwin ſtand auf. Er ſtreichelte mein Haar.

„Er iſt verrückt geworden, unſer lieber Kleiner,“ ſagte er und er lächelte Dagmar zu.

Dann ging er mit kapriolenhaften Bewegungen aus dem Zimmer.

Dagmar war noch immer damit beſchäftigt, mich zu betrachten, als ſähe ſie mich zum erſtenmal.

„Du gehſt morgen ins Kaſino?“

„Ja. Allerdings.“

„Das iſt gut. Kaſino iſt beſſer als Bijou.“

„Ja, Kaſino iſt beſſer,“ entgegnete ich, haßerfüllt. „Aber übermorgen werden wir Erwin adieu ſagen.“

„So?“

„Ja: ſo! Wir werden beide ganz allein — hörſt du, Dagmar, ganz allein? — in irgendeinen winzig kleinen Ort der mittelitalieniſchen Küſte gehen. Du und ich — hörſt du? — niemand ſonſt als du und ich!“

Ich befahl, ich flehte, ich war tief geängſtigt.

Dagmars Blicke gingen unſtet über meinen Körper, als taxiere ſie meinen Wert — ja, ſie richtete ſich ſogar ein wenig in ihrem Bett auf, um mich bis zu den Füßen hinab betrachten zu können.

„Gut,“ ſagte ſie dann, mit dem eigentümlich

bleichen Blick ihrer blauen Augen. „Wenn du morgen dreißigtausend Franks bringst, so werden wir ganz allein an deine Küste gehen.“

Und sie begann abermals zu lesen.

10

In abgrundtiefer Betrübnis und durchaus beschämt stieg ich die Stufen des Kasinos hinunter. Ich hatte meine goldene Uhr, ein von meinem Vater ererbtes kostbares Stück, und einige Perlen im Mont de Piété verpfändet, und ich hatte ganz wie Erwin den großen Fehler begangen, alles zu verlieren — alles, bis auf ein einziges Goldstück, das ich für die Rückfahrt nach Beaulieu gerettet hatte.

Während der Nacht hatte ich wachend von jenem Haus an der adriatischen Küste geträumt, in dem Dagmar und ich leben würden. Meine Phantasie hatte jede Liebesstunde künftiger Tage gebildet, unsere Spaziergänge, Mahlzeiten, Ausflüge und unsere Nächte. Ach, welch ein Ausdruck: unsere Nächte! Hatte ich nicht davon geträumt, in dieser wunderbaren Einsamkeit mittelitalienischen Landes Dagmar zu jeder Stunde des Tages und der Nächte umarmen zu dürfen? Wie gegenwärtig war mir

alles geweſen: die Sympathie der Landbewohner für das junge Eheglück, die Segensrufe der Schiffer und ihrer Frauen, die ehrerbietigen Begrüßungen mit dem Pfarrer, wenn wir ihm auf den Weinhügeln oder in den Pinienwäldern begegneten; die Schreie des Hahnes vor Sonnenaufgang, die zu unſern bemalten Betten drangen; die fernher klingenden Geſpräche und Rufe der Fiſcher an den Mondesabenden, wenn ſie ihre Netze aufzogen oder Fiſche räucherten. Vorbei! — Ich hatte noch zwanzig Franks zur Heimkehr, ich hatte Dagmars Spott zu beſtehen, ihre feine Verachtung für meine Ruhmrederei. Es gab keine andere Rettung mehr als eine nach daheim gerichtete Beichte und als die ſchmähliche Rückkehr eines Schulknaben, der gefehlt hatte.

War es möglich, in einer ſo unbeirrbar determinierten Gewißheit, wie ich ſie während der letzten vierundzwanzig Stunden beſeſſen hatte, fehlzugehen in dieſem Rauſch-Vorgefühl des Sieges?

Es war lächerlich, mit der Grimaſſe der Betrübnis und Beſchämung auf dieſer trivialſten aller Treppen Europas zu ſtehen. Ich ſpürte das ſehr. Dennoch verließ ich ſie nicht. Ja, ich war ſogar ſehr zufrieden mit meiner Rolle, den Vorüber-

gehenden zu zeigen, daß ich traurig geworden war, weil ich all mein Geld verloren hatte. Es war nun wahrſcheinlich geworden, daß ich gar nicht mehr zu Dagmar zurückkehren, ſondern mein Leben auf einer jener berühmten Selbſtmörderbänke beendigen würde. Ein Grabſtein auf dem Friedhof in Monte Carlo: Regret éternel — und der Reſt war Schweigen.

Vor mir blieb eine Kokotte ſtehen. Sie ſagte, ohne Lächeln, ohne Mitgefühl, faſt ohne Neugierde:

„Tu as perdu, mon petit?“

Ich verneigte mich höflich.

„Mais oui, Madame, en effet, j'ai beaucoup perdu! Je n'ai qu'un seul louis dans ma poche.“

„Fais voir!“

Ich zeigte ihr das Goldſtück. Sie nahm es mir aus der Hand. Sie betrachtete es, als ſei es ein beſonders wertvolles und intereſſantes numismatiſches Kunſtwerk. Ich war darauf gefaßt, daß ſie in dem herben Pariſer Jargon, den ſie ſprach, einige Argotphraſen machen würde, die mich verwirrten, die ich kaum verſtünde, und daß ſie dann das koſtbare Gold in ihrer Taſche verſchwinden laſſen würde. Ich hätte nicht den Mut gehabt, ſie zu bitten, daß ſie es mir zurückgäbe.

Nachdem ſie jedoch einige Zeit grübelnd die Prägung des Kopfes Napoleon III. betrachtet hatte, legte ſie mir meinen Schatz zurück in die Hand.

„Il faut jouer!“ ſagte ſie mit der unerbittlichen Weisheit der Delphika. „Il faut jouer, mon petit! Tout le monde joue avec son argent. Rentrez! Rentrez! Il faut faire travailler votre capital!“

Sie ſtieg, ohne ſich umzuwenden, die Treppe hinauf.

Wahrhaftig, man muß ſein Kapital arbeiten laſſen! Ich hatte noch zwanzig Franks! Geht alſo, meine zwanzig Wirtſchaftsſklaven! Arbeitet!

Ich folgte jenem Weibe. Betrübt ging ich hinter ihr her, den Blick auf die gewaltig ausladenden Hüften, auf das breite Geſäß, auf das leicht brüchige Schuhwerk dieſer Frau gerichtet.

Was nun folgte, iſt ein Spielerabenteuer ſehr gewöhnlicher Natur, allzu trivial, um es Stufe für Stufe zu ſchildern.

Ich hatte mich noch nicht zehn Minuten an dem erſten der Trente- et Quarante-Tiſche ſtehend aufgehalten, als ich mir zweitauſend Franks errungen hatte. Ich hatte das Gefühl, eine ſehr große Summe gewonnen zu haben, als ich mein Geld zählte, und ſo kam es, daß ich meiner delphiſchen

Kokotte von den zweitausend Franks einen beträchtlichen Teil schenkte, eine Freigebigkeit, die nicht unbemerkt blieb und die unter den Kameradinnen jener Frau eine Atmosphäre des Wohlwollens für mich schuf.

Jetzt aber begann mein Spiel. Zum erstenmal an diesem Tage fand ich den Mut, mir einen Stuhl zu erobern. Ich begann völlig kopflos zu pointieren, mit einem holden Irrsinn, mit einem nie geahnten Glücksgefühl kommender Siege. Ich setzte dreimal mein gesamtes Kapital und dreimal gewann ich. Nach diesen drei Schlägen wußte ich nicht mehr, ob ich nun ein sehr reicher Mann geworden wäre, der für den Rest seines Lebens nicht mehr genötigt sein würde, dem Geld irgendeine Beachtung zu schenken oder was sonst. Ich griff ganz wahllos in meine Scheine und ich verlor nur selten, wohl aber erhielt ich häufig, sehr häufig sogar, neue Scheine, sehr viel neue, einen kleinen, amüsanten Hügel buntfarbigen Papieres, goldener Plaketten, kleiner goldener Münzen. Ich erinnere mich, ein einziges Mal überrascht gewesen zu sein, als ich zehntausend Franks gesetzt und verloren hatte und als dennoch der Reichtum vor mir sich nicht wesentlich vermindert hatte.

Doch gleich nach dieſem Verluſt legte ſich eine mütterlich gute, eine warme und warnende Hand auf meine Schulter:

„Il faut finir, mon petit," flüſterte eine Stimme, der ich mit Gläubigkeit vertraute.

Sogleich erhob ich mich, mit Mühe zuſammenraffend, was ich errungen hatte.

Die mütterliche Freundin wehrte mit wölfiſchrauhen Lauten der Schar bettelnder Genoſſinnen, als wir die Münzen und Scheine ſortierten und an der Kaſſe in handlichere Formen umwechſelten.

Wir verließen zuſammen das Kaſino. Die Sonne ſtand nur eine Handbreit tiefer als zuvor. Ich aber glaubte, zwanzig Tage dort im Spielſaal wie ein Kohlentrimmer im Leib eines Steamers gearbeitet zu haben. Ich hatte zweiundfünfzigtauſend Franks gewonnen.

„Tu viens avec moi, chéri?" fragte die dunkle Stimme.

Fieberig folgte ich dem Gebot, das in dieſer Frage lag — gehorſam auch jetzt, wie zuvor.

Ich habe keine Erinnerung mehr an die folgende Stunde, die ich in einem banalen, dunklen Zimmer irgendwo in Beauſoleil verbrachte. Ich habe

keinerlei Erinnerung mehr an das Geſicht dieſer Frau, an ihre Geſtalt, an ihre Haut, kaum der Duft eines Duftes iſt zurückgeblieben. Nur gemahnte mich ſpäter zuweilen weißes Frauenhaar traumhaft daran, daß ich in dieſer Stunde weißes Frauenhaar in meinen Händen gehalten hatte. Eines jedoch iſt heute mir gewiß: daß keine Umarmung meines Lebens je ſo freudevoll, ſo gütig, ſo naturhaft-fruchtbar und von ſo großer Einfalt und Einfachheit geweſen iſt wie dieſe hier. Ich habe dann beim Abſchied noch ihre Dankesworte im Ohr, das ſonore Murmeln: „Tu es généreux, mon petit.“ Dann erſt, als ich im Automobil auf Beaulieu zujagte, immer noch die Nachmittagsſonne im geröteten Geſicht, dann begann die große, die ſeltene Stunde der vollkommenſten Glückſeligkeit.

Ich bin heute ein nicht mehr junger Mann, dem Grabe durch Reſignation der Seele, durch Krankheit des Körpers genähert, und das Wort ‚Glück‘ ſchneidet ſich bitter in meine Lippen ein. Dennoch ſchäme ich mich nicht, es zu geſtehen: ich war niemals in meinem Leben glücklicher als mit jenem Spielgewinn in der Taſche. Ich war faſt noch ein Kind, Geldgier war mir die fernſte aller Leidenſchaften, und das Spiel um des Spieles willen war

mir eine Narrheit, denn die Entzückungen eines Haſardeurs lagen meiner zur Melancholie neigenden Natur fern. Aber jenes Geld in meiner Taſche war Triumph — Triumph über Erwin, der ſich wochenlang bis zum bleichen, nur ſchwer verhüllten Gram darum abgemüht hatte, es zu erringen; es war Triumph über einen Mann vor den Augen der Allerbegehrteſten dieſes Erdenrunds! Jener Reichtum hier gab den Alleinbeſitz dieſer Allerbegehrteſten in einer liebesfrohen Landſchaft.

„Eros! Eros! Ihn ſelber werde ich umarmen!“ Ich tobte, ich ſang in meinem Automobil raſende Geſänge, während die ſchräge und ſchrille Sonne mir meine Lieder ins Geſicht zurückwarf. „Nichts auf der Erde iſt herrlicher als Eros! ... Oh, du meiner Jugend aller-aller-erlauchteſtes Glück! ... Heut' wird er verdorben! ... O wunderbare Dagmar, ich will mich ganz zerſtückeln laſſen in dieſem Glück ... Heute! Heute!“

Nun, es war ein ziemlicher Unſinn, was ich da brüllend vor mich hinfabelte, auf der ſtaubloſen Luxusſtraße dieſer Küſte, und der Chauffeur, der mich toben hörte und einen von Spielverluſten Irregewordenen zu fahren glaubte, ließ mit ge-

ſträubtem Haar die Sirene ſchallen, deren heulender Warnruf, zu Maulbeerbüſchen hoch hinaufdringend, mein tobend-törichtes Herz nicht mehr zu ängſtigen vermochte.

Nicht ſogleich ging ich zu Dagmar, als ich vor dem Hotel angelangt war. So unruhvoll froh war mein Herz, daß es erſt im Garten, in der Geſelligkeit buntfarbiger Blumen, ſich beſänftigen mußte. Doch ich geriet an den unrechten Ort: in das Gewächshaus, wo die erregenden Formen vielgeſtaltiger Orchideen gezüchtet wurden. Das Abenteuerlich-Sinnliche dieſer Pflanzen bedrängte mein Herz, in der feucht-ſchwülen Luft atmete ich ſchwer, und nur mit Mühe konnte ich die Augen öffnen, deren Wimpern und Brauen vom gelben Blütenſtaub der Orchideen verklebt waren.

Ich verließ dieſen ſchlimmen Raum, dieſe Pflanzenküche, in der, ſo ſchien es mir, die feinſten, unſtofflichſten und gefährlichſten Laſter unſers Zeitalters gebraut wurden.

Dagmars Zimmer fand ich verſchloſſen. Ich ſtieg noch einmal zum Concierge hinab, den ich fragte, ob Dagmar wohl mit dem Wagen ausgefahren ſei.

„Madame iſt abgereiſt.“

Ich lächelte.

Da man mich mißverſtanden hatte, ſo wiederholte ich noch einmal Dagmars Namen.

„Madame iſt abgereiſt. Vor einer Stunde. Hier iſt ein Brief.“

Ich ſchüttelte lächelnd den Kopf. Was für Narrheiten! — Ich öffnete den Brief:

Kleiner Junge!

Ich bin nachmittags mit dem britiſchen Antinous in Monte Carlo geweſen. Da ſah ich Dich auf der Kaſinotreppe ſtehen mit einem wunderhübſch-traurigen Geſicht. Du ſahſt ſehr niedlich aus, kleiner Junge, ſo ohne einen Centime in der Taſche. Nun reiſe ich ab, der britiſche Antinous will nach Algier, und aus unſerm mittelitalieniſchen Liebesidyll iſt ja nun doch nichts geworden. Ich war entzückt, als ich dich mit einer ganz ſchlechtklaſſigen Kokotte ins Kaſino zurücktreten ſah. Es iſt ſüß und erregend zu wiſſen, wie feſt bereits alle möglichen Laſter ſich in Dein Jungensblut ergoſſen haben. Grüße meine keuſche deutſche Schulkameradin, wenn Du ſie noch je in Deinem Leben ſehen ſollteſt. Ich küſſe jetzt deinen unverſchämten Kleinjungensmund. Dagmar.

NB. Nun wirſt du hoffentlich endgültig wiſſen, daß ich kein anſtändiges Mädchen bin, ſondern eine Kokotte. Leb wohl!

Dagmar (Kokotte).

Mit dieſem Brief in der Hand ging ich in die Halle. Fröſtelnd ſetzte ich mich vor dem flammenloſen Kamin in den Stuhl. Weit offen ſtand die große Tür ins Freie. Spätfrühlingsluft trug einen Blumenduft herein: es war der Duft jener Blume, die vor dem Sommer ſterben würde.

Erwin ſtand vor mir. Lächelnd nahm er den Brief aus meiner Hand. Er fragte:

„Darf ich?“

Er las.

„Hübſch,“ ſagte er dann.

Ganz ohne Bitterkeit fügte er hinzu:

„Sie war reizend. Und ſie tat recht daran, von uns fortzugehen.“

Er fügte zweifelnd hinzu: „Eigentlich hätte ſie ihren britiſchen Antinous für uns anpumpen ſollen.“

Dann brach er in ſein ſchallendes Gelächter aus.

„Dagmar, in Klammern ‚Kokotte‘!“

Er zündete ſich eine Zigarette an, mit einer etwas zyniſchen Angſt in den Mundwinkeln.

„So," ſagte er, etwas ernſter. „Nun ſitzen wir hier, eine Beute des Präfekten dieſes geſegneten Departements. — Alſo?"

Ich ſah in die trockene Aſche des Kamins. Ich erinnerte mich daran, wie Dagmar dort die Photographie der ‚keuſchen deutſchen Schulkameradin' verbrannt hatte.

Erwin ſetzte ſich auf die Lehne meines Stuhles.

„Nun, kleiner Junge, du haſt alſo die Laſter des Spieles kennengelernt und dich ſogar mit einer ſchlechtklaſſigen Kokotte befreundet? Wieviel haſt du bei dieſer Beſchäftigung an wirtſchaftlicher Potenz eingebüßt?"

„Ich habe gewonnen," antwortete ich, tonlos und heiſer.

„Was haſt du?" Erwin ſchrie. Er drückte mich heftig an ſeine Bruſt. „Unſer kleiner Junge hat gewonnen? Wieviel denn?"

Ich ſtieß Erwin von mir. Ich ſtand auf.

„Ich habe fünfzigtauſend Franks gewonnen," rief ich laut und wütend. „Aber ich will mir ein Boot mieten und ſie ins Meer werfen, ſo ekeln ſie mich!"

Erwin ſah mich an, mit gerundetem Mund.

„Mach jetzt bitte keine Scherze!" ſagte er ſtreng. „Mit dem Heiligſten im Leben der Kulturvölker

treibt man keinen Scherz! Wieviel haſt du bitte gewonnen? Fünftauſend?“

„Ich ſagte es dir ja!“ rief ich ſcharf und ſchneidend. „Ich habe nicht fünftauſend Franks gewonnen, ſondern das Zehnfache davon, fünfzigtauſend, und ich werde das Ganze ins Meer werfen“.

„Zeig her!“ befahl Erwin mit präziſer Strenge.

Ich warf ihm meine Brieftaſche hin. Ich leerte auch meine Kleidertaſchen, die noch voll von Papiergeld waren.

Als Erwin die Reſultate dieſes Nachmittags vor Augen ſah, brach er in einen Negertanz aus. Er ſchrie, ſang und tanzte wie ein Duk-Duk-Mann der mikroneſiſchen Südſee, er lachte, wie nur je ein Kanake tat. Er fiel mir um den Hals. Er brüllte vor Lachen.

„Aber mein Junge, was machſt du für ein Geſicht! Für fünfzigtauſend kannſt du dir die Herzogin von Saint-Briſac kaufen!“

Er lief zum Concierge, zu dieſem alten Herrn, der uns immer viel Wohlwollen gezeigt hatte.

„Haben Sie das gehört, Mr. Dufour? Mein Freund hat heute nachmittag fünfzigtauſend im Kaſino gemacht und jetzt zieht er ein Geſicht, als habe man ihm die Taſchen ausgeraubt!“

Mr. Dufour lächelte mit der Weisheit eines Concierge aus der Nähe Monte Carlos.

„Reiſen Sie ab, meine Herren! Gehen Sie heute nacht nicht dorthin zurück! Sie werden im Cercle wieder alles verlieren! Reiſen Sie ab! Partez, messieurs, partez!“

„O — den Teufel werden wir ſpielen, Mr. Dufour! Wir werden ganz andere Dinge dort ſtarten, heute abend! ... Hier, wir deponieren bei Ihnen ſiebenundvierzigtauſend Franks, den Reſt behalten wir, das wird genügen ... Vorwärts, vorwärts, mein Junge! Zieh dich jetzt gefälligſt zum Abend um! Wir eſſen ganz allein bei Ciros, auf der Galerie. Dann werden wir tanzen. Ich werde Frauen beſtellen, die beſſer ſind als dieſe ... als dieſe ... als dieſe dürre, freche und treuloſe Skandinavierin.“

Auf der Treppe kehrte er ſich um, ganz gerührt:

„Aber ſie war entzückend, dieſe Schwedin! Was für einen charmanten Brief hat ſie dir doch geſchrieben! Was für ein ausgezeichneter Stil!“

Wir ſaßen dann zu Beginn einer hellen, faſt weißen Nacht auf der Galerie bei Ciros, zwiſchen Frauen aller Länder, die mit guten Bewegungen die Galerie durchſchritten, Händedrücke mit Be-

kannten austauſchten oder Wein an ihre Lippen hoben. Afrikaniſche Muſik und Pariſer Parfüms erfüllten die Luft.

Ich empfand keine Leidenſchaft von alledem. Ich empfand nichts als Trauer über den Ablauf der Zeiten. Der Frühling welkte über dem Meer dahin. Ein heißer, öder Sommer begann.

Ich ſah zum Horizont, wo ein Segelſchiff die einſame Nacht über dem Waſſer verbrachte. Ich ſpürte den breiten, flachen Schlag des Schickſals auf mein Herz.

In dieſer Nacht hatten Erwin und ich Frauen, die wir vertauſchten. Am nächſten Tag regelten wir unſere Schulden, ſchrieben Anweiſungen aus nach fernen Ländern für alle jene, die Erwin geholfen hatten, dann teilten wir das, was uns übrig geblieben war.

Am Abend fuhr ich im Nord-Süd-Expreß zurück, nach Deutſchland zurück.

Chriſtine

1

Ich hatte meine Mutter während meines Aufenthaltes an der Riviera getäuſcht, denn die wöchentlichen Briefe, die ich in Beaulieu an ſie geſchrieben hatte, waren durch Vermittlung meiner Zimmerwirtin mit dem Poſtſtempel der Stadt München verſehen worden. Nach meiner Rückkehr legte ich in einem ausführlichen Schreiben ein reumütiges Bekenntnis meiner Reiſe ab. Es war zu erwarten, daß meine Mutter im Verlauf einiger Wochen die Skala jener Gefühlszuſtände, die ihrem Naturell zugänglich waren, durchſchritten hätte: übermäßige Empörung und Konſternierung — Trauer — Nachſicht — gütige und tränenvolle Verzeihung — endlich meine heftige Verteidigung gegenüber jedem aus der Verwandtſchaft, der mich angriffe. Dennoch war ſie auf den Wunſch ihres Bruders, meines Vormundes, mit meiner Verbannung nach einer kleinen Univerſitätsſtadt im

Norden Deutſchlands einverſtanden. Was Angelina anbetraf, ſo ſchrieb ſie die mokanten und etwas lüſternen Briefe eines traurig-komiſchen Pierrots.

Das Gift, das mir Dagmar an der Küſte des Mittelmeeres gereicht hatte, war aufs beſte in meinem Blut verteilt. Ich arbeitete nichts mehr dort oben in meiner Verbannung, wohl aber gab ich mich müßigen, zum Teil erotiſchen Träumereien hin. Ich geriet in die Geſellſchaft adeliger Studenten, an die ich mein in Monte Carlo erworbenes Geld verlor. Ich begann häufig mit dem Schnellzug nach der drei Stunden entfernten Großſtadt zu fahren, in der ich Freundinnen von zweifelhaftem Rang, Ruf und Sitten unterhielt. Ich machte Schulden. Ich verlor jedes Intereſſe an geiſtigen Gegenſtänden. Dennoch war ich leidenſchaftslos. Mit einer großen Kälte des Gefühls unterzog ich mich dem geſelligen Verkehr der Kameraden, ihren Spiel- und Trinkſitten. Mit Heftigkeit ſuchte ich die Frauen, aber eine krankhafte Störung meines Seelenlebens machte es mir unmöglich, ihnen noch einmal zu begegnen, nachdem ich ihre Zärtlichkeiten genoſſen hatte.

Das menſchliche, auch das mittelmäßige Herz iſt in der Jugend doch zumeiſt ſo beſchaffen, daß

es ſich in der Wärme, die ihm dann noch eignet, zu der Kälte des andern hingezogen fühlt. Die Sinnlichkeit meines körperlichen Weſens, welche die Seele unberührt ließ, bewirkte in meiner Umgebung ein Hinſtreben zu meiner Perſon. Der ich ſehr einſam geweſen war — junge Leute aller Art begannen nun meine Geſellſchaft zu ſuchen, oft mit leidenſchaftlichen Bedürfniſſen. Ich wurde in verworrene, komplizierte und intrigante Liebeszuſtände verwickelt. Ein Knabe von neunzehn Jahren, der nicht gelernt hatte, die Frauen zu lieben, tötete ſich in meinem Zimmer.

Nicht die äußeren Ereigniſſe waren es, die mich bisweilen zur Einkehr verführten. Ohne jeden beſonderen Anlaß unterlag ich doch zu ganz beſtimmten Stunden den Erinnerungen an meine Jugend und an die ſchönen und reinen Geſtalten, die ſie bevölkert hatten. In jenen Sekunden, in denen vor dem Einſchlafen der Tag das Geſchöpf in ſeinen Armen dem Traum übergibt — hier, kurz vor dem Schlummer, war mein Augenblick qualvollſten Erwachens. Hier überſah ich mit Klarheit Abſchnitte meines Lebens und deren innerſte Bedeutung, die andere Individuen erſt gewahr werden, wenn ſie ſehr lange gelebt

haben. Kam der Tag, ſo nahm er dann gelaſſen lächelnd von mir Beſitz, wie ein Henker von ſeinem Opfer.

Wurde ich weiſer hierdurch? Ich wurde wehmütig, ich wurde widerſpruchsvoll und nicht leicht deutbar, aber weiſer wurde ich nicht.

Von meiner ruſſiſchen Mutter jedoch hatte ich den Trieb zur Flucht geerbt, den Aufſchrei der Seele: ſo kann ich nicht weiterleben! — aber auch die Schwäche unſrer Raſſe, von der Flucht umzukehren, in die Behauſung des Gemeinen zurückkehren, dennoch ‚ſo weiterzuleben‘, und dies ſo oft fortzuſetzen, bis endlich der Tod uns auf der Flucht betrifft und die Umkehr verwehrt.

Mit immer größerer Gleichgültigkeit ſtand ich der Natur gegenüber. Ich ſah den Wechſel der Jahreszeiten und ich ſprach wie der Bürger, der ſich eines Tages der organiſchen Natur erinnert: ‚Es wird Frühling! — Siehe da, der Herbſt kommt! — Nun alſo wird es Winter werden!‘ Doch zu jenen Tagen, die meinem Aufſchrei ‚ſo kann ich nicht weiterleben‘ vorauszugehen pflegten, erregte mich alles in der großen Natur bis zu Tränen, bis zu einem Erbleichen, von dem ich die Vorſtellung hatte, es müſſe mein Blut im Innerſten

ergreifen. Dann, wie in alten Tagen, atmete ich mit klopfendem Herzen den Geruch eines Lupinenfeldes, verfolgte den Flug der Kiebitze über dem Moor, ſah den gebogenen Regen über ſchrägen Tannenwäldern und das laſtende Einerlei grauer, aber-grauer Wolkendecken über Kartoffelfeldern, die in der Einſamkeit weinten und froren.

An ſolchen Abſchnitten meines Lebens angelangt, nahm ich meinen Ranzen, begann ich tage-, oft wochenlang zu wandern. Der ich noch tags zuvor mit irgendeiner Frau in einem großſtädtiſchen Hotel zur Nacht geſpeiſt, in einem Kaſino mich auf die einförmige Art der Jugend meiner Zeit tanzend vergnügt hatte — ſchon in der andern Nacht ſchlief ich vor dem kaum noch glühenden Küchenherd eines Koſſäten, wo der Hund mit rauhem Traumknurren den Sturz des letzten Flammenſcheites beantwortete, ſchlief in einem Heuſchober, wo die Ratten ſich gegenſeitig mit kleinen Pfiffen vor dem Eindringling warnten, in der Halde eines Birkenwaldes, wo die Mücken ihren feinen Rüſſel in mein unruhiges und gequältes Menſchenblut tauchten. Dann, zuweilen, in einer ganz reinen Anſchauung der Landſchaft, der Atmoſphäre oder der Geſtirne, kam mir Erinne-

rung an eine noch kürzlich durchlebte Stunde in irgendeiner Stube der Stadt oder an das verworrene Geräusch vieler tanzender Schritte oder an die Rhythmen einer Musik, die auf eine unedel skandierende Art nicht die Liebe der Geschlechter, sondern ihre Umarmung selber darstellten. Arbeit mit den Bauern auf den Feldern, längeres Verweilen in einer Schmiede oder in der Schneiderwerkstätte einer Dorf-Stadt, Besichtigung einer Glasbläserei im Gebirge, die Einquartierung in der Hütte einer Steinhauerfamilie, die nach Stunden bemessene Kameradschaft mit einem Wilderer — dergleichen half mir über das Dumpfe, Trübe und Verworrene meiner Empfindung hinweg.

Ich suchte Christine nicht mehr, ich schrieb ihr nicht mehr, in meinem Herzen sagte ich ihr kein Wort mehr. Mit der Lust zur Grausamkeit, die ein Grundzug meines Wesens war, hatte ich Christine, mochte sie anwesend, mochte sie fern von mir sein, allzuoft gequält, verraten und geschändet. Mit je reineren Zügen die Erinnerung mir Christines Antlitz und Christines Wesen ausstattete, desto stärker war meine Lust gewesen, diese Frau zu hintergehen, sie zu ihrer Qual zu meiden, phantasierend ihren Körper und ihre Seele zu verun-

reinigen. Allzuoft war der zerstörende, grausame und perverse Instinkt eines Mannes, der Keuschheit nicht duldet, in mir lebendig gewesen. Ich schlug nicht mehr die Augen vor ihr nieder, wenn meine Seele ihrem Bild begegnete, ich sah an ihr vorbei, ich ging an ihr vorüber. Sie war ein leerer Schein, ein Dunst und ein Phantom, und oft warf ich ihr in erbitterten Selbstgesprächen vor, ein leerer Schein zu sein, ‚denn wärest du eine Gestalt, Christine, so würde ich doch einmal trachten, dich — dich zu umarmen und nicht dein Widerspiel!'

2

Dennoch wurde ich eines Tages unrettbar und mächtig an Christine erinnert: durch die Gegenwart ihrer Schwester, die ich als verheiratete Frau auf einer Gesellschaft im Grunewaldviertel von Berlin wiederfand. Sie war die Gattin eines Diplomaten geworden, der, nach langen Jahren der Witwenschaft, Blanche aus Liebe sowohl wie aus Repräsentationsbedürfnissen geheiratet hatte. Gerade in jenen Tagen war von der Regierung eine Mission nach Ostasien geplant worden. Der Kaiser hatte Blanches Gatten zum Chef dieser Legation ernannt.

Nachdem Blanche im Empfangsraum in einer etwas geſtelzten Gleichgültigkeit Worte der Begrüßung mit mir gewechſelt hatte, ſagte ſie plötzlich mit dem prüfenden Blick, mit dem der Verſchwörer den Verſchwörer mißt:

„Legen Sie Wert darauf, ſich heute abend mit mir zu unterhalten?“

„Sehr!“

„Warten Sie.“

Blanche flüſterte jener Dame, in deren Haus wir den Abend verbringen durften, einige Worte zu, die mit einem Lächeln der Zuſtimmung beantwortet wurden. Ich hörte, wie man einem Bedienten den Auftrag erteilte, die Tiſchordnung zu verändern.

Wie wir nun Seite an Seite ſpeiſten, Blanche und ich, flüſterte ſie mir zu, die ſchöne Jungvermählte, die Geliebte aus der Knabenzeit, auf deren Stirn immer noch der Firnenſchein mittäglicher Eiſes- und Schneebläue zu leuchten ſchien:

„Sehen Sie, Walther,“ und ſie ſah mir dabei hurtig auf die Lippen, „wer von uns beiden hat es nun weiter gebracht? Sie ſind noch nicht einmal Herr Doktor, und ich bin mit meinen zweiundzwanzig Jahren Exzellenz.“

Ich ſchlug mir an die Stirn.

„O weh! Ich habe ganz vergeſſen, daß man Sie Exzellenz nennen muß! Tauſend gnädige Vergebungen, Exzellenz Kätzchen!“

Blanche berührte ſchnell und wie unverſehens meine Hand mit der Haut ihres Ellbogens.

„Seien Sie nicht ungezogen. Sie haben es nötig, ſehr artig zu ſein. Auf unſerer Hochzeitsreiſe in San Sebaſtian wohnte eine Dame nebſt Anhang in unſerm Hotel, die mir hübſche Dinge von Ihnen erzählt hat. Obwohl ſie unmöglich war, ſo habe ich ſie doch kennengelernt, weil ich es mir in den Kopf geſetzt hatte, ſie kennenzulernen. Ich liebe unmögliche Damen. Sie war natürlich früher einmal Ihre Schulkameradin geweſen. Wo immer man in der Welt Kurtiſanen oder gut ausſehende Raſtas antrifft — immer ſind es Zöglinge eures Doktors.“

„Dagmar?“ fragte ich überraſcht, mit einem leiſen Druck von den Schläfen her.

Blanche zeigte mir ein Lächeln. „Ja, Dagmar,“ ſagte ſie.

Ihre Augen wurden perfid ſchmal und doch zitterten ihre Wimpern.

„Sie hatten da unten eine hübſche liaison à trois.“

„Das ist ganz einfach von Dagmar gelogen.“

„Ihre Diskretion erweckt Hoffnungen.“

Ich betrachtete mir Blanches Stirn — o, ich war in diesen letzten zwei Jahren recht hübsch frech geworden!“

„Kennen Sie den Bibelspruch Johannes 14,27?“

„Geht es wieder um Jesus Christus oder um das Schachspiel?“

„Es geht um unser Schachspiel, Exzellenz Blanche. Er heißt: Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.“

Blanche legte das Burgunderglas an die Lippen.

„Danke,“ sagte sie, ohne zu lächeln. „Ich werde mich nicht fürchen. Aber ich will immer glauben, daß Sie ein halbwegs anständiger Junge sind.“

„Danke, Blanche,“ sagte ich, ohne zu lächeln. „Und ich werde immer denken: unermeßliche Dankbarkeit für das Schönste in meinem Leben.“

Blanche sprach gerade vor sich hin, in das Stimmengewühl hinein, als unterhalte sie sich nicht mit mir, sondern mit jemand ihr gegenüber:

„Auf dieser Basis kann man leben, Walther, und befreundet sein bis in das Greisenalter, obwohl es natürlich gelogen ist, daß es das Schönste in Ihrem Leben war.“

Ihr Mann, der ſich angeredet glaubte, zeigte mit der verbindlichen Biegung, die ihm eigen war, das ſchmale Geſicht unter dem grauen Haar.

„Was ſagteſt du, Blanche?“

Sie ſchüttelte lächelnd das geſchmückte Haupt.

„Nichts. Nichts für dich.“

Die Vielgeſtalt geſellſchaftlicher Beziehungen ermöglicht es, eine Intimität, die in der Vergangenheit beſtand, völlig und bis zur Selbſttäuſchung ſich vergeſſen zu machen. Dieſes iſt die erſte Stufe. Auf der folgenden ſteht der nervenfeine Genießer geſellſchaftlichen Doppellebens, der ſich gerade dann am deutlichſten eines jeden Augenblickes dieſer Intimität erinnern wird, wenn er ſie am nachdrücklichſten vergeſſen zu haben ſcheint. Was mich betraf, ſo war es mir im Verlauf dieſes Abends völlig gelungen, in Blanche nichts anderes zu ſehen als die mir aus der Jugendzeit freundſchaftlich zugetane Dame, als die Frau ihres Mannes.

Es war kurz vor der Verabſchiedung beim Tee, als Blanche auf mich zutrat und den Platz neben mir auf dem Sofa einnahm.

„Warum ſtellen Sie die einzige Frage nicht, die Sie wirklich und wahrhaftig an dieſem Abend intereſſiert?“

Ich dachte mit geſenkter Stirn nach.

„Ich ſtelle ſie," ſagte ich leiſe.

Blanche legte die Teetaſſe an den Mund.

„Alſo! Man feiert in dieſen Tagen den vierzigſten Geburtstag eures Doktors. Viele eurer alten Schüler finden ſich dort auf dem Gebirgsgut ein, um zu gratulieren. Auch Chriſtine iſt unter ihnen."

Ich ſah geradeaus durch das dunkle Fenſterglas dort vor mir. Verworren ſtanden die Bäume der Allee in der Nacht.

„Soviel ich hörte, beabſichtigt der Doktor zu heiraten."

Die letzte elektriſche Bahn fuhr brauſend durch die Allee der Stadt entgegen, ſie riß das gegenüberliegende Haus und den Garten, die entlaubten, feuchten Baumzweige und die eiſernen Maſten ins Licht. Ich ſtarrte dort hinaus. Als meine Worte wieder vernehmbar werden konnten, ſagte ich:

„Der Doktor iſt nicht mehr jung."

„Ich äußerte mich eben, wie alt er iſt. Vierzig Jahre. Das beſte Alter alſo. Mein Mann iſt zweiundfünfzig. Ein noch beſſeres."

Ich lächelte wehmütig.

„So recht heiratsfähig, Blanche — wird man es wohl mit achtzig?“

„Die Ehe iſt ſo kompliziert geworden und die Treue ſo unmöglich — ich denke: mit hundert.“

„Die Weisheit muß alſo foſſil geworden ſein?“

„So foſſil, ſo urgewaltig ehrwürdig, wie Papas und Ihre Geſteinsmaſſen. So verwittert muß eine Weisheit geworden ſein, Walther, um begreifen zu machen, daß die Ehe noch möglich iſt, nachdem die Treue unmöglich geworden iſt.“

Blanche ſtand auf.

Sie reichte mir die Hand, dicht an ihrem Knie, verborgen, ſeitwärts, ohne mich anzuſehn. Sie flüſterte:

„Leben Sie wohl, Walther. Aus der Tiefe meines Herzens — ja? — leben Sie wohl.“

Ich hielt dieſe Hand feſt in meiner. Ich preßte ſie an meine Hüfte, ich wagte nicht, ſie zu küſſen.

„Leben Sie wohl, ſüße, ſchöne Blanche. Vergeſſen Sie nie: unermeßliche Dankbarkeit!“

„Auch Ihnen. Leben Sie ſehr wohl.“

Und noch einmal, einige Minuten ſpäter, auf der berieſelten und nebligen Straße, vor dem

dampfenden Lichtſchein des Automobils, in Gegenwart des Mannes und der Menſchen:

„Leben Sie wohl, Baronin. Meeresſtille, glückliche Fahrt zum Morgenland!“

„Danke. Auf Wiederſehn!“

3

Zerſpaltene Empfindung, verworrene Luſt, die Menſchenverachtung des Vierundzwanzigjährigen, Selbſthaß und Weibeshaß trieben mich in dieſer Nacht in die Arme einer Frau, die in Mißhandlungen ihres anämiſchen Körpers die Blutfülle und Blutwärme ſuchte, die ihr verſagt waren. Sie hatte ſich Qual auserſonnen, wie man den Stachel der Luſt in das eigene Fleiſch treiben könne, um auf dieſe Art den Anteil an der allgemeinen Luſt der Geſchlechter zu erlangen. In einem ſchlecht gelüfteten, nach dem Hof hinweiſenden Zimmer, deſſen pharmazeutiſcher Geruch von Krankheit, Agonie, Tod, Verweſung und Desinfektion ſprach, zuckte auf dem Erdboden das brüchige graue Fleiſch, und ich tat mit Menſchenhaß, was kein Mann ohne Trauer im Herzen tun ſollte.

Eine Stunde ſpäter lief ich durch den Regen, der ſich mittlerweile aus der emporgeſtiegenen Nebel-

decke ergoß, an den Straßenwänden entlang, auf mein Haus zu. Dort, in der durchnäßten Abendkleidung, ſank ich ſogleich auf mein Bett, ſchlief ich ſogleich.

Eine Fauſt griff in mein Haar, riß mich durch die Zimmerdecke hindurch bis zu den Sternen, eine harte, ſcheltende Stimme rief: „Nun iſt es genug!“ Dann gab die Fauſt mich frei. Ich ſtürzte nicht, ſondern ich ſank mit dem zögernden Schweben eines Weltkörpers durch den Raum dahin. Das Firmament war bevölkert von ſich kreuzenden Fackeln, geometriſch erklügelten Lichtfiguren, mythiſch geflügelten Tieren, dahinſtürmenden, in Flammenovalen eingerahmten Gottesboten. Nun begannen die Kometen mich mit zitternden Schweifen einzufangen. Sie bogen ſich zu peinvollen Linien, höhniſch ahmten kosmiſche Staubwolken das emſig Drängende des menſchlichen Spermas nach. Gebannt in dieſen Schickſalskreis ſank ich dahin, mit einem unnennbaren Weh im Herzen. Ein Gebirge trat aus der Tiefe hervor, mein ſich nähernder Fall ſcheuchte die Adler aus ihren Horſten in das Sternenlicht, das mich umgab. Den Adlern folgten Ibiſſe, dieſen Reiher und Kraniche, die auf den Baumkronen

der tieferliegenden Waldungen von Wipfel zu Wipfel hüpften. Langsam näherte sich mein Sturz den schrecklichen Schroffen, als ich bemerkte, daß hurtig trabende Bären, junge, heldenhaft daherspringende Löwen, eine unermeßlich große Schar wilder Pferde und Hunde, endlich, so schien es mir, auch sanft winkende Menschen die Gebirgsgipfel zu erreichen trachteten, um mit ihren Leibern ein Bett- und Fangtuch für meinen Sturz zu bereiten. Die Angst vor dem Zerschellen machte mich schreien, aber ich wurde von Tierleibern, die sich auf den Rücken gelegt hatten, um mir ihre weichen Bauchdecken hinzustrecken, und von gerundeten Menschenarmen aufgefangen und — geborgen.

Als ich erwachte, waren meine Kleider noch feucht vom Regen, doch ich goß aus meinen Augen neues Naß in sie hinein, denn ich weinte heftig im Glück dieser Rettung, welche die Kreatur mir bereitet hatte. Ich riß das Fenster auf und ich glaubte hinter dem Feuerschein des Nebels über der Stadt mein Ziel zu sehen: die Wälder, die Landstraßen, die Flüsse und Sturzbäche — Natur! Natur!

Die Abendkleidung der Zivilisation sank schnell von meinen Gliedern, die schlechte, oft zusammengeflickte Wanderburschentracht wurde hervorgeholt.

In dieſer Nacht noch, halb träumend, fieberiſch und erkältet, mit einem bösartig ſtechenden Schmerz in den Schläfen und im Hinterkopf, begann ich meine Wanderung.

Es war die Wanderung eines Narren, denn ich lief da mit meinem Ranzen im ſtrömenden Regen durch die Straßen der großen Stadt Berlin, nach Südweſten zielend, aber ich geriet nun gerade zwiſchen die Elendsquartiere des Nordens.

Aus den Häuſern erklangen die Schreie der Frauen, die von Betrunkenen mißhandelt wurden. Die Türen ſchrecklicher Gaſtſtätten öffneten ſich und zeigten eine hölliſche Szenerie von Streit, Trunkſucht und Unzucht. Revolverſchüſſe, aus einer ſeitwärts gelegenen Anlage dringend, rollten durch die Straßen; ihr Echo wollte nicht Ruhe geben, ſich zu wiederholen, ſich ſelber nachzuäffen, ſich für ewige Zeiten, ſo ſchien es, in meinem Ohr feſtzubannen, wo es wie ein Widerhaken meinen Gehörgang blutig riß. Ein Mann fiel über mich her, betaſtete meinen Körper, und ich hielt, betäubt vom Schrecken und Alkoholdunſt, eine Sekunde ſtand, bis ich ihn zurückſtieß, ſo heftig, daß er zuſammengekrümmt wie das Kind im Mutterleib oder wie ein buddhiſtiſcher Toter auf den Stein

herniederſchlug, wo er ächzend verblieb, zuckend und wie im Todesröcheln. Poliziſten, die fetten Kinne gegen die hochgeſchlagenen Mantelkragen gedrückt, die ausgebürſteten Schnurrbärte tropfend vom Regen, gingen an dem Dahingeſtürzten und an mir vorüber, blicklos, die Augen ſtarr geradeaus gerichtet in den Lichtkreis der nächſten Laterne. Eine Dirne, den Regenſchirm ſchief über dem Hut ſchwenkend, flüſterte Anerbietungen; von Angſt gehetzt, ſchilderte ſie, raſſelnd wie ein brüchiges Grammophon, die Laſter, die ſie auszuüben bereit war.

Nun wurde ein Mann verfolgt. Geſtalten, ſchlanke, verwegene, ſehnige und junge, die Apachenmützen ſchief in die Stirn gezogen, die wollenen Schals um den Hals geſchlungen, folgten ihm zunächſt, dann Männer und Weiber jeden Alters. Schreie der Grauſamkeit, die ihrer Beute gewiß iſt, machten die Luft erzittern. Der Rächerruf und nichts als dieſer Ruf ertönte: zu ſchlagen, blutig zu ſchlagen, das Opfer bis an die Grenze der Vernichtung zu tragen! Und das Opfer, mit plötzlicher Verzagtheit ſich duckend gegen einen unbeſpannten Möbelwagen, deſſen Deichſel geiſterhaft im Regen emporragte, das Opfer wurde gepackt, und es war,

als ſchlage alles Volk der Erdoberfläche auf dieſen einen Menſchen ein. Man ſchlug ihn lachend, lärmend und brünſtig, der Miſſetäter war eingehüllt in die Maſſe der Miſſetäter wie das Inſekt im mörderiſchen Gewebe der Spinne. Je feiger er flehte, deſto ſtärker wurde die girrende und ſchwirrende Brunſt der Menge, an deren Peripherie ich ſtand. Der Ruf ertönte, ihn aufzuhängen — ihn auf irgendeine Art dort am Wagen hinzumachen, und der Mißhandelte begann zu tanzen, als beleckte das Feuer ſeine Sohlen. Ich ſah während einer Sekunde im Laternenſchein, horizontal gegen den Himmel, ſein ausgebreitetes Geſicht, auf dem ſich der feuchte, matte Angſtſchweiß mit dem Regen vermiſcht hatte. Die Arme griffen ratlos ſchwankend in die Luft, die Augen ſtanden wie bei einem Karpfen flächig und rund im Geſicht. Nun griffen die verwegenen, die ſehnigſchlanken, die jungen Geſtalten nach ſeinem Hals, nach ſeinen Lenden und Beinen. Gleich darauf bildeten ſie eine Gruppe von monumentaler Starrheit, und auch das Volk um ſie her erſtarrte jetzt angeſichts jener Griffe, deren furchtbare Wirkungen auf einer genauen Kenntnis der Anatomie des menſchlichen Körpers beruhten. Kein Schrei! Die

faſt religiöſe Schweigſamkeit eines Volkskörpers, deſſen Wille vollzogen wird.

Der Reſt: Schweigen.

Ein Ruf: Polizei! — und die Häuſer ringsumher, die Wirtſchaften, die unbebauten Grundſtücke mit ihren Laubenkolonien, die Wagen, die Kanalböſchungen und die Spreekähne hatten die Menſchenmenge in ſich aufgeſogen. Zwei Poliziſten beugten ſich aus ihren Mänteln über einen Sterbenden, deſſen Geſicht ſie mit der Taſchenlampe beleuchteten. Gedämpfte, ſachgemäße Worte erklangen — dann nichts als das dahinjagende Waſſer auf der Straßenſchräge, auf der die gerieften Mäuler der Gullys das in ſie hineinſtürzende Waſſer gluckſend verſchluckten.

Als der Morgen zu einem troſtloſen Tage dämmerte, hatte ich meine Beſinnung ſoweit wiedergefunden, daß ich in der Wartehalle eines Bahnhofes eine Taſſe heißen Kaffees nach der andern trank, mich am Ofen wärmte, den ein alter, übernächtiger Kellner einheizte, und endlich auf einer Bank einſchlief, bis der Ausrufende mich zu meinem Schnellzug nach Südweſten erweckte.

Wie ich dann durch die Fenſter des Schnellzuges die erſten märkiſchen Felder ſah und auf

ihnen Wagen und Handkarren, mit Rüben und Kartoffeln beladen, mit Sackleinen geschirmt gegen den Regen — da endlich traten die Gestalten und Gesichte der Nacht zurück.

Wanderlust erfüllte die Luft.

4

November — welch ein grausames Wort für die Natur!

Noch wanderte ich in der Ebene. Die Erde um mich her, die Landwege, die einsamen, geisterhaft entlaubten Bäume auf den Bühlen, die Pferde und Ochsen auf den Straßen — die Natur selber ließ mutlos, niedergeschlagen, mit Groll und Ekel im Herzen den unbarmherzigen, den furchtbaren Regen dieser Tage auf sich herabströmen. Da wanderte ich in einem Meer von Tränen, vermischte meine mit den Tränen der Pferde und Rinder, schritt im fauchenden Nebelregen vorüber an todestraurigen Hirten, die ihre todestraurigen Schafe auf die Hügel trieben, vorüber an verlassenen Herbergen, deren Schilder im wehenden Regen rosteten, vorüber an den Abzugsgräben der Wiesen, die das lehmige Wasser gurgelnd in rauhen Lauten von sich sprudelten, vorüber an Kirchhöfen, deren

Tote das Leben und ſeine Oberfläche verachteten, weil dieſe mehr Verlaſſenheit, Grauſamkeit und Öde ertragen mußte, als der Tod je ſie zu ertragen gelehrt hatte.

Dann aber begannen die Waldungen am Fuß des Gebirges. Mir ſchien, die Rinden der Bäume fieberten von der Feuchte, die ſeit Tagen an ihr herniederrieſelte. Die Pilze in den Forſten moderten und zerfielen mit dem Verweſungsgeruch menſchlicher Leichname, und ich ahnte die Krankheit und Melancholie des Wildes in der Tiefe der Wälder.

Ich hatte auch Freude. Wenn ich des Abends die Dörfer durchwanderte und die Geborgenheit der Menſchen im warmen Schein des Herdes und des Lampenöles ſah; wenn ich am Eingang der Gaſthöfe einem Fuhrmann begegnete, der eben ausgeſpannt und gefüttert hatte und nun die geheizte Schankſtube mit dem gewichtigen Schritt eines Mannes betrat, der da weiß, was ſein Eingang in eine Schankſtube für den Wirt, für die Gäſte, für ſich ſelber bedeutet. Ich lachte heimlich, wenn ſie dann das ſagten, was man einzig in dieſen Tagen ſagen konnte: „Ein Wetter!“ Und ich lachte auch, wenn ich an alle geborgenen Tiere dachte,

an ihre heuduftenden Ställe, an ihre Lagerstätten unter der Bank und neben dem Herd, an ihre listenreich gekrümmten Gruben und Gänge in der Erdrinde.

In der dritten Nacht geriet ich in das Gebirge meines Jugendlandes. Um abzukürzen, schlug ich einen Seitenpfad ein, doch ich verirrte mich. Ratlos stand ich in Tannenwäldern, aus deren Wipfel ich Wildtauben und Krähen gegen den schwarzwogenden Himmel aufscheuchte. In einer Schlucht, durch die sich wütendes Wasser ergoß, begann es zu schneien, ich sah den Schnee nicht, aber ich fühlte ihn an meinen Kleidern. Ich strauchelte auf dem glattgewaschenen Kieselschiefer, an Zweigen riß ich mich blutig, deren Berührung mich fröstеln machte, aber ich war nicht mehr traurig, wie ich da meinen Weg suchte, ‚den lieben Weg ins Kinderland' — ich lachte und sang trotzig vor mich hin. Ich erinnerte mich lachend eines Ausspruches, den Tobby Stafford einmal gemacht hatte, wie wir des Sonntags als Knaben gewandert waren und ich ihm gegen Abend eine Abkürzung vorschlug — er sagte mit seinem höflich-trockenen großbritannischen Bedauern: „Oh, Walther, ich fürchte, zum Abkürzen haben wir keine Zeit mehr."

Kurz vor Mitternacht fand ich, in der Nähe eines Granitbruches, die langgedehnte Waldhütte einer Steinhauerfamilie. Die Mutter war gelähmt und geisteskrank, die Männer, der Vater und seine fünf Söhne, sprachen in den schwerfälligen Lauten von Menschen, die lange schweigsam gewesen waren, die Töchter zeigten sich gelöst, liebreich, neugierig und im geheimen erfreut. In der Art, wie sie alle den Verirrten aufnahmen, war die Atmosphäre des Evangeliums und des Urchristentums. Der Schnaps, den sie dem Frierenden reichten, erschien als Blut des Herrn, das Brot als sein Leib. Dennoch hörte ich kein Wort der Religion. Die gedruckten Anschläge an den Wänden zeugten davon, daß sie einer sozialistischen Organisation angehörten.

Ich schlief auf der Erde unter Tierfellen, mit Dankesworten auf den Lippen. Die älteste der Töchter gab mir mit einem herrlich rohlachenden Munde von ihren Kissen, die jüngste legte scheu und schnell heiße Ziegelsteine an die Sohlen meiner Füße. Es wurde dunkel in der Hütte, ich schlief sogleich. Ich wachte auf von der Berührung eines Mundes an meinem Mund. Ich schlang meinen Arm um eine Hüfte, ich spürte

einen Nußduft aus dieſem ſchwellenden, rauhen und riſſigen Munde, den ich küßte, eine zärtlich packende Hand in meinem Haar — dann war leere Luft um mich her, und ſuchend taſtete mein Arm ins leere Dunkel. Tief ſchlief ich bis zum Morgen, aber ich ſpürte während meines Schlafes immer auf meinen Lippen das Lächeln, mit dem ich geküßt hatte, und ich wachte einige Stunden nach Anbruch des Tages mit dieſem Lächeln auf.

Die Männer hatten ſich bereits nach dem Steinbruch begeben, die Mädchen kochten Kaffee, ſie gaben mir meine am Herd ausgetrockneten Kleider. Lachend begrüßten ſie mich, mit einer heiteren Demut in den tierhaften Augen. Sie deuteten mir den Weg, wir tauſchten Händedruck um Händedruck. Längſt wanderte ich die Gebirgsſtraße entlang, als mir das Abenteuer meiner Küſſe im Dunkel einfiel. War es Traum, war es Wirklichkeit geweſen? Gleichviel, was immer es geweſen war — menſchliche Wärme war es geweſen, und ich dankte und war froh für beides, Traum oder Wirklichkeit.

Nun erinnerte ich mich an das Datum dieſes Tages, und ich wußte, daß es der Geburtstag des Doktors war.

Immer im Regen, immer im Regen, ſo ſchritt ich mit leicht fieberndem, dahindämmerndem Gemüt über das Gebirge. Was ich nunmehr noch dachte, waren Kilometerzahlen, Entfernungen, Diſtanzberechnungen. Ich aß an dieſem Tage keinen Biſſen, ich trank keinen Tropfen, ich ſchritt dahingeweht, Sturm im Geſicht, Sturm im Gehirn, in ſchneeverwehten Gebirgsgräben, über Bäche, durch Unterholz, auf Schroffen und Kämmen, endlich hinab, hinunter, tiefer und tiefer zu Tal.

Gegen den Spätnachmittag hin empfand ich ahnungsvoll eine ſtetig ſich vergrößernde Bekanntſchaft mit der Natur, die mich umgab, doch kam es meinem träumenden und fieberiſchen Sinn nicht recht zum Bewußtſein, daß ich das wohlvertraute Land meiner Kindheit betreten hatte.

Dann, nach einigen Stunden, erſchrak ich: das Haus lag dicht zu meinen Füßen, das Haus der Kindheit. In den Zimmern brannten die Lampen, die in ihren Meſſingrundungen hingen und ihren ſpröden Schimmer durch die Fenſter ſandten.

Den im rötlichen Sand geſtuften, ſteil abfallenden Weg ſtieg ich hinab. Ich betrat das Haus. Es leer zu finden, war mir nicht verwunderlich, ſo-

wenig es mir als Knabe verwunderlich geweſen wäre, es zu dieſer Stunde des Abends ohne Bewohner zu finden. Ich ſchritt auf der gegenüberliegenden Seite hinaus, ich ließ die kleinen Villen der Lehrer links liegen, ich ſtieg jenen bewaldeten Hügel hinauf, der ihnen zur Abendandacht diente.

Behutſam trat ich näher in den wohlvertrauten Kreis.

Da der Regen die Erde unwohnlich gemacht hatte, ſo ſtanden ſie aufrecht, die meiſten an die Stämme der Fichten gelehnt, einige ohne Stütze, alle in ihre Capes und Kapuzen gehüllt. In ihrer Mitte ſah ich den Doktor, der zu ihnen ſprach. Im Kreiſe Tobby Stafford, der den Doktor mit einer wohlerzogenen, ſauberen Freundlichkeit betrachtete und dabei irgendein Lachen zu unterdrücken ſuchte; Ulrich Schärtlin, der ſich aus ſeinem Taſchentuch ein Männchen drehte; Gerhart Herfurth, die beiden Hände auf dem Stockgriff, dem Doktor mit der großen Liebe des Jüngſten der Jünger ins Geſicht blickend; Cyril de Malaiſé, deſſen Hüften ſich in irgendeinem geheimen Rhythmus wiegten; Bruno Schumacher mit dem energiſchen Blick des Emporgekommenen, ein wenig drohend, und als der Ernſthafteſte von allen. Dann zahlreiche andere

Geſtalten noch aus der vergangenen Zeit — unter ihnen junge und immer jüngere Knaben und Mädchen, endlich mir unbekannte Geſichter.

Ich ſenkte die Augen wie jemand, der aus der Dunkelheit in einen großen Flammenkreis tritt und ſoviel Leuchten nicht ertragen mag.

Nun hörte ich die letzten Worte, die der Doktor ſprach:

„Wenn ich ſo Tag um Tag über die Willensfreiheit des Menſchen nachgedacht hatte, ſo wurde mein Gemüt von großer Traurigkeit ergriffen, denn ich glaubte wahrzunehmen, daß die Freiheit des Kindes zu ſeiner Charakterbildung nicht größer ſei als etwa die Freiheit eines Planeten, ſich ſelber den Umfang jener Ellipſe zu beſtimmen, mit welchem er das zentrale Geſtirn zu umkreiſen berufen wurde. Je älter jedoch ich geworden war, deſto mehr wurde ich von der Wahrheit dieſes Bildes ergriffen: wie nämlich alle Jahrmillionen das Firmament ſich öffnete; wie der Planet ehrerbietig vor den Stufen des unausſprechlich ſchönen Thrones kniete und wie er, ſein Auge in dem göttlichen des Weltenſchöpfers ruhend, von ihm eine neue Beſtimmung ſeiner Wege und Umlaufszeiten zu empfangen bereit iſt. Dann ſcheidet er

von dem Sternenbilde aus, dem er bisher angehört hatte, um ſich einem andern planetaren Syſtem anzuvertrauen. Was nach Jahrmillionen in dieſem erdichteten Schickſal der Sterne jener Kniefall vor dem Weltenthron, das beſagt im Leben des Menſchen jener geheimnisvolle Augenblick, in dem eine bedeutende und erſtaunliche Freiheit des Willens waltet. In ihm werden unvorhergeſehene, kauſal weder begründbare noch recht erklärbare Entſchlüſſe gefaßt, und es werden dem menſchlichen Geiſte Befehle erteilt, welche die planetare Charakterbahn vollkommen zu verändern befähigt ſind — nicht unähnlich dies alles einem gegen den Abend hinfliegenden Adler, der ſich mit einem Male in ſeiner eigenen Spur zurückwürfe oder plötzlich gegen die Mitternacht oder gegen den Mittag zuflöge.

In einem ſolchen Augenblick, wo der Kerker ſich öffnet, in welchem mein Wille gebannt und bezähmt liegt, wurde mir mit einer neuen Gefühlswelt eine neue Schickſalswelt zuteil. Das Werk, das in dieſen letzten Jahrzehnten geſchaffen zu werden galt, hatte meiner Empfindung nicht erlaubt, Umſchau zu halten nach dem Glück der Liebe. An der Grenze meines vierzigſten Jahres

eingetroffen, hatte ich die bitterlichſte Enttäuſchung in einer Freundſchaft erfahren, die, ſymbolhaft, mein Lebenswerk zu vernichten drohte. Der, den ich unter euch allen am meiſten geliebt habe, meine Kinder — ich geſtehe es offen und ich geſtehe es ohne Scham, denn die Gerechtigkeit des Pädagogen heißt: große Liebe! — dieſer alſo verneinte das Vorbild, das mein Werk und ich ihm gaben, vergalt mein Gefühl, das ihn und nur ihn auf allen Wegen dieſer letzten zwölf Jahre geſucht hatte, mit Verachtung und Haß. Durch ein ähnliches Schickſal verbunden mit Chriſtine ſuchte ich und fand ich eine neue Neigung und Zuneigung, deren Weſen rein zu empfinden mir urſprünglich nicht beſtimmt war. Mit um ſo größerer Dankbarkeit nehme ich es heute hin. Ihr aber, meine Freunde" — hier lächelte der Doktor ein wenig ironiſch —, „ihr rei publicae patres atque conditores, ſeid bedankt für eure Gegenwart an dieſem Tage. Laßt uns, wie wir es aus der Jugend gewohnt ſind, ſingen. Möge der Regen eure Stimmen nicht roſten laſſen!"

Ein gedämpftes Lachen begleitete dieſe letzten Worte. Dann trat Stille ein. Stimmen von Männern, Frauen, Mädchen und Knaben intonierten. Es begann der alte Geſang:

O Täler weit, o Höhen,
O ſchöner grüner Wald,
Du meiner Luſt und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!

Da draußen, ſtets betrogen,
Sauſt die geſchäft'ge Welt,
Schlag noch einmal die Bogen,
Um mich, du grünes Zelt!

Da ſteht im Wald geſchrieben,
Ein ſtilles, ernſtes Wort,
Von rechtem Tun und Lieben
Und was des Menſchen Hort.

Ich habe treu geleſen,
Die Worte, ſchlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Weſen
Ward's unausſprechlich klar.

Bald werd' ich dich verlaſſen,
Fremd in die Fremde gehn,
Auf buntbewegten Gaſſen
Des Lebens Schauſpiel ſehn.

Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernſts Gewalt
Mich Einſamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt.

Die Erwachſenen ſowohl wie die Kinder traten nach Beendigung des Geſanges herzu, um im Händedruck den heute dreifachen Wunſch für den Doktor einzuſchließen: den einer guten Nacht, den eines guten Familienglückes, den eines guten künftigen Lebens. Ich, die Kapuze tief im Geſicht, unerkannt von den andern, miſchte mich mitten unter ſie, trat herzu und ſagte:

„Ich gratuliere, Herr Doktor.“

Der Doktor, im Zwielicht ſehr bemüht, den Fremden zu erkennen, erwiderte:

„Gute —“

Dann verſtummte er. Ein Zittern verteilte ſich über dem rieſigen Körper. Er ſtammelte. Er ſagte, was er in früheren Jahren oft beim Gutenachtgruß zu mir geſagt hatte:

„Warte auf mich.“

„Ja, Herr Doktor,“ flüſterte ich und ich trat zur Seite.

Und wieder ſah ich die Gefährten meiner Schuljahre, ältere und jüngere, an mir vorüberziehen. Ich hörte, nachdem ſie ihren Gruß und Glückwunſch vorgebracht hatten, ihre unruhigen und verworrenen Geſpräche, ihre gegenſeitigen kleinen

Anrufe in der Dämmerung, ihre Lieder, wie sie den Hügel hinuntereilten. Einige verklingende Takte der Melodie, die sie vierstimmig gesungen hatten, trafen vom Tal her wieder und wieder an mein Ohr: — fremd in die Fremde gehn — mitten in dem Leben — deines Ernsts Gewalt — mich wundersam erheben — so wird mein Herz nicht alt.

Jetzt waren wir allein auf dem Hügel, der Doktor und ich.

Der Regen dieser qualvollen Tage hatte nachgelassen. Der Wind hatte die Richtung aus Ost genommen, und eine beginnende Kälte verkündigte mit dem Riß der Wolkendecke den nahenden klaren Sternenhimmel.

Wir beide standen entfernt voneinander dort oben auf dem Andachtshügel und wir sprachen in der Dunkelheit, die uns umgab, wie körperlose Wesen zueinander. Bald sah ich nichts mehr von der Gestalt des Doktors als nur dieses hartgeprägte, gelbbärtige Mannesgesicht, das eben jetzt die Qual verwittert und brüchig gemacht hatte.

„Du bist gekommen?“

„Ja, ich bin gekommen, Heinrich, um dir Glück zu wünschen, und ich wäre dir dankbar, wenn du mich für diese Nacht in deinem Hause aufnehmen

wollteſt, denn ich bin hungrig, durſtig, etwas erkältet, vom Regen ſehr durchnäßt und müde.“

„Du biſt immer willkommen, mein Kind, immer. Solange ich leben werde ... bis zu meinem letzten Atemzug ... mein Kind, ich werde immer die Tür meines Hauſes öffnen, wenn nur dein Schritt ſich naht.“

„Ich danke dir, Heinrich. Es iſt ſehr freundlich von dir, immer die Tür deines Hauſes zu öffnen, wenn nur mein Schritt ſich naht.“

„Haſt du — du haſt Chriſtine begrüßt?“

„Ich habe ſie nicht begrüßt. Iſt ſie hier? Iſt ſie auf dem Gut?“

„Sie wohnt ... ſie wohnt in dem Haus, in dem du als Kind einſt lebteſt ... Mit zunehmendem Alter zeigten ſich bei mir Bedürfniſſe nach einer größeren Bequemlichkeit, der ich faſt vierzig Jahre gelebt hatte, ohne das Bett anzuſehen, in dem ich ſchlief. So richtete ich mir dein Haus zum Wohnhaus ein. Willſt du — du willſt Chriſtine begrüßen, Walther?“

„Ja. Gehen wir.“

Wir ſchritten, faſt glitten wir den Hügel hinunter, Seite an Seite, in gemeſſenem Abſtand dennoch. Höflich bog der eine dem andern die Zweige zur Seite. Ich ſah, wie der Doktor die

ſtarken Hände zuſammenpreßte, mit der Bewegung eines Bauern, der zuſehen wird, wie ſein Weib ſtirbt.

„Du wußteſt — wußteſt du, daß Chriſtine und ich heiraten werden?“

„Ich wußte es nicht. Aber jetzt empfinde ich, wie ſtark ich es in den letzten Stunden meiner Wanderung geahnt hatte. Noch einmal: meinen Glückwunſch, Heinrich.“

Der Doktor blieb ſtehen. Die Regenfeuchte von den Wipfeln der Bäume tropfte auf ſein Geſicht. Das planetariſch klare Licht des Abendſterns, ſichtbar geworden am Horizont, gab der Geſtalt des Doktors einen Schein, als blute ſie von Blutstropfen.

„Iſt es ſchmerzlich für dich, was du jetzt erfahren haſt?“

Ich lächelte frech.

„Nein, Heinrich. Es iſt nicht ſchmerzlich für mich.“

Der Doktor ſchritt aufs neue aus. Schwerfällig ſah er von mir fort, auf das Kartoffelfeld am Waldrand.

„Wie iſt es dir ergangen?“ fragte er mit der Sprache eines Gelähmten.

„Es iſt mir gut gegangen, Heinrich,“ erwiderte

ich. „Ich habe viel Glück bei den Frauen gehabt, beſonders bei den Dirnen. Es hat mir große Freude gemacht.“

Der Doktor hatte einen Ton in der Kehle wie ein gewaltiges Tier, das an der Stirn getroffen wurde.

Wir waren vor jenem kleinen Haus angelangt, das, entfernt von den andern, im rechten Winkel zweier Waldränder lag.

„Dort oben findeſt du Chriſtine,“ ſagte der Doktor mit einem Ausdruck der Zerriſſenheit im Geſicht. „In deinem Zimmer.“

Er kehrte mir den Rücken. Er ſchritt davon. Ich ſah jetzt, daß er alt geworden war. Nicht vierzig, ſondern ſechzig Jahre alt, ſo erſchien er mir in dieſem Augenblick.

Er wandte ſich um. Er rief mir zu:

„Beſtimme, wo du wohnen willſt!“

Ich rief zurück:

„In meinem Zimmer, Heinrich!“

6.

Wie ich die Dachkammer in der Dunkelheit betrat, wurde ich gewahr, daß ſich darinnen nichts ſeit jenem Tage verändert hatte, an dem ich mor-

gens zu meiner Wanderung in die Welt der Erwachsenen aufgestanden war. Die vom Dunst gereinigte Atmosphäre ließ den Glanz der Gestirne so stark in das Zimmer dringen, daß ich jeden einzelnen Gegenstand deutlich zu erkennen vermochte. Da war unter dem schrägen Dachgebälk der langausgezogene Tisch, der mir bald als Schreibtisch, bald als Hobelbank, bald als Ausstellungsplatte getrockneter Pflanzen oder mineralogischer Funde gedient hatte. Da stand in dem breiten Glasbehälter der große Strauch des Buchenbaumes, und es schien noch immer derselbe Strauch zu sein. Da hing der Schmetterlingskasten über dem Tisch, und da waren, mit Reißnägeln befestigt, die Ausschnitte des Kunstkalenders an der schrägen Wand, und noch immer flatterte der eine unter ihnen, der Christus des Kolmarer Altars, im Luftzug, wenn die Tür sich öffnete. Da stand noch immer die Chaiselongue unter dem Fenster, so daß der Ruhende geradeswegs in den Himmel zu blicken vermochte.

Dort aber lag nun eine Gestalt, die sich bei meinem Eintritt aufrichtete.

„Das ist nicht Heinrich," sprach eine Stimme, unsicher und bang.

„Nein," erwiderte ich. „Das iſt Walther."

Chriſtine erhob ſich völlig. Sie ging mir zwei Schritte entgegen, ſie näherte ihr ſchattendunkles Geſicht forſchend meinen Augen, die von den eindringenden Sternenſtrahlen belichtet waren.

„Du biſt es!"

„Ja, ich bin es, Chriſtine. Ich bin hierhergewandert, um dem Doktor zu ſeinem Geburtstag Glück zu wünſchen. Bei der Abendandacht hörte ich, daß ihr heiraten werdet. Nun wünſche ich auch dir Glück."

Chriſtine ließ ſich auf das Ruhebett zurückfallen. Sie ſaß dort, die Arme auf den Knien, die Hände gefaltet, fröſtelnd, ratlos, in ihren Umriſſen faſt wie eine ſorgenvolle alte Frau.

„Du biſt es," wiederholte ſie geiſtesabweſend.

Ich kauerte mich umſtändlich auf der Tiſchplatte nieder. Einen Stuhl zog ich herbei, um meine Füße darauf zu legen, den Wanderſtock hielt ich noch in der Hand. Einen Augenblick verbarg ich mein Geſicht in den feuchten herbſtlichen Buchenblättern der Vaſe neben mir.

„Schön iſt es hier bei euch," ſagte ich, mich im Zimmer umſehend. „Ihr hier ſeid wahrhaftig die Glücklichen auf Erden."

Chriſtine hob den Blick zu mir auf.

„Biſt du nicht glücklich?“

Ich zündete mir eine Zigarette an. Im kleinen Flammenſchein des Streichholzes ſah ich zum erſtenmal deutlich Chriſtines Geſicht. Aber das Feuer erloſch wie ein ſchnelles Glück.

„Ich ſah vor ein paar Tagen in Berlin nachts einen Mann, den man auf der Straße niederſchlug. Ich glaube, man ermordete ihn. Vordem hatte ich einen Traum. Ich war gebannt in einen Schickſalskreis furchtbarer Sinnlichkeit und ich ſtürzte und ſtürzte tief und tiefer. Vor dem Traum hatte ich ein ſchmähliches Abenteuer in einem ſchlechtgelüfteten Zimmer. Vor dem Abenteuer traf ich Blanche und ihren Mann in einer Geſellſchaft im Grunewald. Vor der Geſellſchaft ... ich weiß nicht mehr, was ſich da ereignet hat, aber es war gewiß nichts Gutes. Gearbeitet habe ich ſicherlich nicht. Siehſt du: ſo iſt mein Leben — das Leben ohne dich.“

Chriſtine hatte ein kurzes Lachen.

„Du lachſt, Chriſtine?“

„Ja, ich lache,“ ſagte Chriſtine ganz laut und beſtimmt mit ihrer dunklen Stimme.

„Was erſcheint dir ſo lächerlich an dem, was ich

dir erzählte? Daß ich in meinem Traum immer tiefer und tiefer stürzte?“

„Ich lache über dein Leben ohne mich. Du trittst hier in dieses Zimmer, wie der bleiche Kreuzzugsritter zum Hochzeitsmahl, an dem er die Braut vermählt neben dem fremden Manne findet. Willst du jetzt den zu spät heimgekehrten Liebenden auch weiterhin spielen? Es ist zum Lachen!“

„Es ist dein Recht, lustig zu finden, Christine, was du magst. Ich aber sage dir noch einmal in aller Ruhe meines Herzens, daß dieses Leben ohne dich ein fortwährender Sturz ohne Ende ist.“

„Du vergißt eine Kleinigkeit. Zuletzt befiehlst du immer in deiner erhabenen Eigenliebe den Tieren und den Menschen, das Gebirge mit ihren Leibern zu bedecken, um dich vor dem Tod zu bewahren.“

Ich erschrak.

„Du erschrickst. Ja — ich kenne deinen Traum. Du hast ihn mir schon als Kind erzählt — in jenen kostbaren Stunden, als du gerade geruhtest, mich nicht zu hintergehen, mich nicht zu verraten oder in schlechter Gesellschaft zu verhöhnen. O ich kenne diesen Traum! Er ist das Leitmotiv deines Lebens.“

Ich hatte die Augen niedergeſchlagen. Ich ſchwieg betroffen. Dann antwortete ich leiſe:

„Wenn du ihn kennſt, Chriſtine, ſo weißt du auch, daß der Befehl ‚meiner erhabenen Eigenliebe‘, wie du es nennſt, an die Tiere und Menſchen, mich zu retten, nichts anderes iſt als eine flehentliche Bitte vor dir, Chriſtine — eine Bitte, ‚auf den Knien meines Herzens‘.“

Chriſtine ſtand auf. Sie ging im Zimmer hin und her, immer dieſe drei kleinen Schritte bis zur Tür und wieder zurück, wobei ſie ihr Schultertuch zuſammengeballt in den Händen hielt. Ihr Haar flimmerte von fernen Nachtlichtern, wenn ſie dem Fenſter nahe kam.

„O, ich kenne die Kniefälle, die dein Herz vor mir verrichtet! Blanche plauderte eines Tages aus der Schule, in der boshaften Seligkeit ihres Gemütes, mich, ihre Schweſter, hintergangen, mir den Freund vor meinen eigenen Augen abſpenſtig gemacht zu haben! Welch eine Frau könnte, mit ſoviel Triumph beladen, noch ſchweigen! Sie hat zwar ein wenig moral insanity, das gute Kind — nun, das wird ihr in dieſem wohlorganſierten Daſein nichts ſchaden! Die Kniefälle deines Herzens beſtanden

darin, meinem Vater das Vertrauen und die Gaſtfreundſchaft durch die Verführung ebendieſer Tochter zu vergelten! Die Kniefälle deines Herzens beſtanden in der glühenden Anbetung einer ſchwediſchen Dirne, die man als zwölfjähriges Kind ſchon mit Ruten hier aus dem Hauſe hätte peitſchen ſollen! Die Kniefälle deines Herzens ereigneten ſich vor den Spieltiſchen internationaler Hochſtapelei, vor den Betten öffentlicher Häuſer, in den Boudoirs ſchlechtklaſſierter Damen und brüchiger Kokotten! Ja, als ich neulich Angelina traf, die mir mit lüſternen Augen von deinem Sommerleben auf dem Gut erzählte, da begann ich zu ahnen, wie ſich die Kniefälle deines Herzens nicht allein in handgreiflichen Übeltaten erſchöpften! Mutloſes und lüſtern-feiges Liebesſpiel mit der eigenen Schweſter, zu gleicher Zeit die Jagd nach einer vergewaltigten Bauernmagd —“

Ich ſprang auf den Boden.

„Schweige! Ich will kein Wort mehr hören! Sei ſtill!“

Chriſtine lachte aus der Tiefe.

„Ich rede! Ich habe zwölf Jahre lang ſtandgehalten und geſchwiegen! Jetzt — in dieſem

Zimmer werde ich reden, und niemand wird es mir verbieten!“

Ich hatte eine Empfindung wie nie zuvor in meinem Leben: den leuchtenden, kräftig geſpannten Hals dieſes Mädchens mit meinen Händen zu umfaſſen, ihn zu würgen, bis der feurige Nebel vor meinen Augen ſich zerteilte.

„Du — du biſt die Verbrecherin! In Schmutz und Häßlichkeit deuteſt du mir mein Leben um! Man kann jedwedes Leben zum Verbrechen umdeuten, denn jedes Leben birgt eine Fülle von Verbrechen in ſich! Du — du aber biſt die Verbrecherin, die meine ganze Jugend vergiftet hat, weil du nichts als ein Phantom biſt, aber kein Fleiſch, kein Blut! Denn wäreſt du eine irdiſche Perſon und nicht die wandelnd gewordene Figur erhabener Grundſätze — ſo hätte ich längſt in dir geruht, an deiner Bruſt, Chriſtine, die die Natur nur zum Schein ſo mütterlich geſtaltet hat — und hätte nicht dein Widerſpiel geſucht!“

Chriſtine zeigte mit hinweiſender Hand auf meine Geſtalt, mitten auf mein Geſicht: „Du haſt mein Widerſpiel geſucht, weil du ein Anarchiſt der Liebe biſt! Weil du verunreinigſt, was du aufgerichtet haſt! Weil du zu ſchwach und zu ehr-

furchtslos biſt, um es anzubeten! Weil es deiner Verderbnis angemeſſener erſcheint, ſich von Dagmars eiskalter Sinnlichkeit ſpieleriſch quälen zu laſſen, die leichte und liſtige Blanche in die Arme zu nehmen, Beobachtungen darüber anzuſtellen, bis zu welcher Grenze ſich die eigene Schweſter von dem Geſchlecht in deinem Körper werde reizen laſſen, und was für eine Art von Luſt ſich aus der brutalen Liebesgier einer geſchändeten Bauerndirne ziehen laſſe — deshalb ſuchteſt du mein Widerſpiel, anſtatt an meiner Seite ein Leben zuchtreicher und würdevoller Tatkraft zu führen! Weil du ein Liebhaber der unterſten Fäulnis und gelegentlich ein Freund der mittleren Ebene biſt, deshalb haſt du mein Widerſpiel geſucht, die ich beides nicht bin: nicht verdorben und nicht mittelmäßig!“

Ich ſchleuderte den Wanderſtock auf den Tiſch.

„Weil ich das lebendige Leben liebte und nicht die Totenkammer, in der deine Ideale bleichen! Da — in deinem fruchtbaren Körper liegen ſie eingebettet, die Ideale deiner ‚Reinheit und Tugend‘, wie die chriſtlichen Schädel der Katakomben in der fruchtbaren Erde! Ein Weib ſein — nun, die Welt begreifen heißt das wohl nicht —

aber doch: den Mann begreifen müſſen, den Mann auch in ſeiner trübſten, verworrenſten und dumpfeſten Empfindung! Du aber biſt mit all der Holdheit deines Fleiſches und deiner Glieder nichts als ein Leichnam, Chriſtine, und wer dich umarmt, hat den Tod im Arm! — Ich haſſe dich, Chriſtine! Ich haſſe deine frech aufgerichtete Geſtalt, die falſche Mütterlichkeit und Fülle deines Körpers, deinen veſtaliſchen Schritt!“

Chriſtine reckte die Arme — wie ein Bauernmädchen, das nach dem Erwachen aus der Hütte tritt und das Licht begrüßt. Sie rief, überſtrömend von Dankbarkeit:

„Endlich! Endlich einmal dieſes Bekenntnis, auf das ich ſeit zwölf Jahren gewartet habe! Endlich einmal dieſes klare, eindeutige Wort aus deinem Mund und keine Lüge mehr aus deinem knienden Herzen!“

Plötzlich griffen ihre Hände, ſich faltend, ineinander.

„Warum nur,“ rief ſie mit dem leidenſchaftlichſten Klang ihrer Stimme, „erkläre mir nur dieſes eine: warum biſt du hierhergekommen? Um mir dieſes zu ſagen — dieſes: daß du meine falſche Mütterlichkeit haſſeſt?“

Ich griff nach dieſen leuchtenden, mütterlich holden Händen, die ich zu jeder Seelenſtunde meines Lebens geſucht hatte. Ich preßte meine Fäuſte um dieſe Hände, ich riß ſie an meinen Mund. Ein Kampf begann, ein Ringen, Stirn an Stirn, faſt Bruſt an Bruſt. Ich verwüſtete mit meinen Zähnen die blutenden Hände der Geliebten, ich konnte nicht genug bekommen von der Zerſtörung, die mein Mund verrichtete.

„Weil ich nicht leben — nicht, nicht leben mag ohne dich ... dich, Chriſtine!“

Chriſtine ſtöhnte dumpf.

„Du biſt hierhergekommen ... weil du das Spiel der letzten Jahre ſpielen willſt —“

Sie riß ſich los aus meinen Fäuſten.

„Weil du verführen willſt!“

Sie ſank zuſammen.

Sie preßte die verwundeten Hände ineinander. Sie flüſterte, während die Augen ratlos wanderten:

„Nun — ſo entfalte doch die ganze freche Macht deines Weſens ...“

Ihre Lippen berührten die ineinander gedrängten Hände. Dann weinte ſie, kindlich, wild, faſt roh.

„Ich bin nur ein Mädchen!“

Sie warf ſich, Stirn voran, nieder, das Geſicht auf den Fäuſten, die Fäuſte auf dem rauhen Tuch des Ruhebettes, die Knie faſt bis ans Kinn gezogen, die Hüfte gebogen. Dieſer große ſchöne Körper krümmte ſich zuſammen, um dem Leid die kleinſte Fläche darzubieten.

Ich ſah ratlos zu Boden. Ein Windſtoß hatte die Tür geöffnet. Geiſterhaft jagte er, andere Türen zu bewegen, durch das leere Haus, treppauf, treppab.

Mein Haar flatterte im Zugwind.

Mich fröſtelte in meiner feuchten Kleidung.

Ich kniete vor Chriſtine nieder. Mein Mund ſuchte ſchmeichelnd ihre Hände. Ich flüſterte:

„Warum ſtreiten wir, du ... du Allerliebſte? ... Allſchöngewachſene du! ... Du Allumklammernde! Warum ſagen wir uns häßliche Dinge, die du nicht glaubſt, die ich nicht glaube? Ich liebe dich. Du liebſt mich. Warum quälen wir uns all dieſe Jahre mit Streit, mit unſinnigen Verlöbniſſen, mit Schmerzen aller Art — warum?“

Chriſtine weinte leiſer, aber ich ſpürte es, wie ihr Schmerz nicht geringer geworden war, ſondern er war jenſeits jener Grenzen angelangt, wo noch Worte ihn zu entſcheiden vermochten.

Da aber packte mich die Angſt vor der Geſtalt meines Schickſals, die jetzt, in dieſem Augenblick, an mir vorüberjagte, ſtöhnend die Treppe entlang irrte, in entfernten Zimmern verzweifelt an den Fenſtern rüttelte und geiſterhafte Stoffe wirbelnd bewegte.

Ich ſah, daß alles, was ich in dieſer Nacht geſprochen hatte, nichts als Schaum und Schein und Spiel geweſen war und daß jetzt mit der Schickſals-Bangigkeit jene Angſt vor mir ſelber in meine Bruſt gezogen war, die ich als Knabe oft gekannt hatte, wenn ich mich vor dem Leben der Erwachſenen fürchtete. Tief geängſtigt riß ich Chriſtine an mich.

Mit Entzücken ſpürte ich, daß ihre Seele mild geworden war.

Wir ſetzten uns nebeneinander auf, Seite an Seite, Schläfe an Schläfe gelehnt. Während die Tränen über ihr Geſicht ſtrömten, ſagte ſie:

„Du weißt nicht, was du mir angetan haſt, mein Kind.“

So ſaßen wir noch lange in dieſer Nacht Seite an Seite, Schläfe an Schläfe, Hand in Hand. Wir beſprachen uns flüſternd, wir hatten die Gegen-

wart vergeſſen, wir riefen die Vergangenheit zurück, an die wir uns gegenſeitig erinnerten, an das Gute wie an das Böſe. Zuweilen lächelten wir, wenn uns freundliche Geſichte aus der Kinderzeit begegneten. Zuweilen ſtockten wir betreten, ſchlugen die Augen nieder, ſeufzten und ſchwiegen.

„Ich bin ſo glücklich, daß wir jetzt ſo miteinander ſprechen," flüſterte ich.

Chriſtine atmete tief.

„Auch ich."

Die Uhr unten im Gut ſchlug Mitternacht.

„Es iſt zwölf. Wir müſſen uns gute Nacht ſagen," ſagte Chriſtine.

Die ſchöne Hand ſtreichelte den Ärmel meines Kleides.

„Du Armer — ſo naß ſind deine Kleider noch. Da ſiehſt du es, daß ich keine wahrhaftige Frau bin, ſondern nur ein Phantom, ſonſt hätte ich dir längſt Tee zubereitet und warme Kleider."

Ich küßte Chriſtines Stirn.

„Ich friere nicht mehr. Es gibt keine Winterkälte mehr auf der Welt."

Chriſtine lächelte mir ſchmerzlich und nah ins Geſicht.

„Es gibt nur noch Winterkälte auf der Welt, Walther.“

Sie berührte meine Augen mit den Lippen.

„Auf morgen. Schlaf wohl.“

„Schlaf wohl, liebe — liebe Chriſtine.“

Ich ſtand vor dem Haus. Sturm blies unterm Sternenhimmel. Winterfroſt kündete ſich an. Die Wälder oben auf den Bergesſchrägen ſchlugen ſchwingend aufeinander. Tannenwipfel wehten, in Sternbildern gewiegt. Mordſchreie kämpfender Tiere ertönten, verklingendes Wimmern, dann die ungleichen Rufe des Sturmes, das brunnendunkle Murmeln waſſerreicher Bäche, und unten im Land das Rauſchen des Stromes. Ein ſpäter Wagen fuhr über die Brücke. Eine Stimme, irgendwo im Haupthaus, ſang: ‚— dann wird mein Herz nicht alt.‘

7

Als ich nun den kurzen Weg zum Haupthaus entlang ſchritt, um die Kameraden zu begrüßen und Abſchied von ihnen zu nehmen, wurde mir zum erſtenmal bewußt, wie ernſthaft dieſes Leben, das mir bevorſtand, gelebt werden müſſe, und ich erkannte den Unwert und die Verächtlich-

keit jedes Seelenſpieles. In der vergangenen Stunde hatte ich erfahren, daß man niemals heilzumachen vermag, was man ſpielend zerbrach.

Ich empfand ein faſt tragiſches Bedürfnis: das Wort aus meinem Munde zu verbannen, das mir bislang in meinem Daſein zu nichts als zum Leichtſinn gedient hatte; von nun an in aller Ewigkeit zu ſchweigen — zu ſchweigen. Ich wünſchte, daß die Schöpfung ſelber um mich her ſo zu ſchweigen lernte, wie ich es lernen wollte. Zu dieſer Stunde, zu der ich Chriſtines Zimmer verlaſſen hatte, empfing ich eine tiefe Zärtlichkeit für die Stille, und dieſer bin ich in meinem ferneren Leben treu geblieben.

Es war, als ſei meine veränderte Geſinnung ſo ſtark in den Zügen meines Geſichtes lesbar, daß ein jeder in dieſer Nacht ahnungsvoll ſie erkannte.

Ich traf Schärtlin, Malaiſé, Tobby Stafford und Prinz Gerhart Herfurth vor dem Haus. Sie ſaßen dort leiſe plaudernd auf der Bank, während Bruno Schumacher irgendwo allein in der Dunkelheit umherwanderte. Sobald die Kameraden mich gewahrten, ſtanden ſie zu gedämpft lärmender Begrüßung auf. Schärtlin zog mich neben ſeinen Sitz.

„Nun, mein Guter, wie geht es dir denn?“ fragte er, mit ſeinem humorvollen Löwengeſicht mitleidig mich betrachtend, und er legte den Arm um meine Schulter.

„Trotz der Rede des Doktors — es geht ihm vorzüglich!“ rief mein Nachbar zur Linken, Malaiſé. „Man hat mir in Paris erzählt, daß er ſämtliche Banken der Riviera geſprengt hat. Wo immer er hinkam, nach Monte Carlo, nach Nizza, nach Mentone, nach Cannes — kaum war er in die Cercles eingetreten, explodierten mit einem furchtbaren Knall die Banken, und ein paar Millionen Franks waren in ſeine Taſche gehüpft. Er ſoll damit ein öffentliches Haus in Pernambuco unterhalten, das ihm jährlich einige Millionen Dollars abwirft.“ Alle lachten gedämpft, nur Herfurth muſterte mich bei Malaiſés Worten ernſt, prüfend, mit Befremden. Schärtlin ſprang auf; er fing im Gemüſegarten einen Leuchtkäfer, mit dem er ſogleich zurückkehrte.

„O Walther, es iſt entzückend, dich zu ſehen,“ ſagte Tobby Stafford und er beugte ſich auf der Bank ein wenig vor, um mein Geſicht beſſer betrachten zu können. „Ich habe viel an dich denken müſſen. Es wäre ſo gut für dich geweſen, mit mir

in dem romantiſchen Oxford zu ſtudieren, anſtatt deinen Körper in europäiſchen Abenteuern zu verbrauchen.“

„Mein Herz hatte europäiſche Abenteuer, Tobby,“ antwortete ich leiſe, mit einem leeren Geſicht. „Mein Körper nicht.“

„Sie müſſen zuſehen, Walther, ſich mit dem Doktor zu verſöhnen,“ ſagte Gerhart Herfurth ernſt und höflich. „Dann werden Sie Frieden bekommen in Ihrem Herzen.“

„Wenn es ſo einfach wäre, Herfurth: Frieden zu bekommen.“

„Wenn er Frieden bekommen will, ſo muß er eine Weltreiſe machen!“ rief Schärtlin und er ſchaukelte ſich auf unſerer Bank. „Ich habe da einiges vom Frieden erlebt! In Indien verirrten wir uns zuerſt einmal in einen Militäraufſtand, und unſer Auto geriet bei 120 Kilometer Flucht in Brand. Ausgerechnet vor den Freundſchaftsinſeln zerplatzten wir in einem Taifun, ſpäter verabreichte mir ein weſtafrikaniſches Löwenjunges mit ſeiner Pranke einige Tetanusbazillen in den Oberſchenkel und biß mich fauchend in die Herzgrube wie ein meſchugge gewordener Kater. Außerdem bekam ich noch

Haue von irgendwelchen exotiſchen Völkerſchaften, deren Namen ich Gott ſei Dank vergeſſen habe. Zum Schluß ſchlug ein Reiher von einem Baumwipfel aus ſein Waſſer auf meine Augen ab, ſo daß ich an einer monatelangen Bindehautentzündung erkrankte, gar nicht zu ſprechen von einem Dromedar namens Aliabad, welches ſich gern in feuchten Gegenden auf meinem Hinterkopf zu wälzen pflegte. Überall, wo Gott die Welt geſchaffen hat, herrſcht ſozuſagen der Friede."

Ich ſtand auf.

„Verzeiht. Ich will den Doktor noch ſprechen, bevor er ſchlafen geht. Gute Nacht."

Wir reichten uns die Hände.

Ich hörte noch lange ihr Lachen, ihre Fröhlichkeit, ihre Rufe.

In einem eiſengrauen Licht betrat ich jenen Raum, der ehemals dem Doktor als Wohn- und Konferenzzimmer gedient hatte. In ihm fand ich den Doktor ſelber, umgeben von einigen Schulkameraden der jüngeren Jahrgänge, unter ihnen jetzt Bruno Schumacher. Dieſe erhoben ſich von ihren Sitzen, mich zu begrüßen. Ihre Geſichter zeigten eine höfliche Betretenheit, wie ſie mir die Hände reichten.

Der Doktor ſah mich an, überraſcht, ſo ſchien es, durch irgend etwas in meinem Weſen.

Die Kameraden verteilten ſich, in gedämpften Geſprächen einzelne Gruppen bildend, wodurch ſie einen künſtlich iſolierten Raum für den Doktor und mich ſchufen. Ich blieb vor dem Stuhl des Doktors ſtehen.

„Verzeih mir, wenn ich dein Haus verlaſſe. Aber unten, ein paar Schritte von der Brücke entfernt, iſt ein Wirtshaus, in dem ich eſſen und ſchlafen kann.“ Ich flüſterte: „Und verzeih mir alles, was ich ſprach und tat. Du haſt es uns einſt gelehrt: in der Nacht, in der ſich Alkibiades zum ſyrakuſaniſchen Feldzug rüſtete, warf er die Götterbilder von den Stelen. Ich handelte in dieſen Jahren, die verfloſſen ſind, wie er. Ich will verſuchen, die Hermen meines Herzens neu zu formen.“

Der Doktor ſtreichelte meine Hand. Er verblieb wortlos. Erſchütterung malte ſich auf ſeinem Geſicht, während ich unauffällig die Tür zu gewinnen ſuchte.

Ich ſchlief in dieſer Nacht im Wirtshaus.

Am nächſten und an vielen folgenden Vormittagen holte Chriſtine mich zum Spaziergang ab.

Der Himmel war herbſtblau, die Wälder, tief

geſättigt von ihrer eigenen Feuchtigkeit, ſtreuten ihre braunen, violetten, gelben und grünen Farben in die Lüfte aus. Die Kameraden hatten das Schulgut verlaſſen, und da die Lehrer und Schüler in den Unterrichtsſtunden beſchäftigt waren, ſo hatten wir eine faſt menſchenleere Landſchaft vor uns. Wir beſtiegen die friſchen Hügel und Berge am Rand der ſchräg abfallenden Tiefebene. Immer ſtrebten wir in der Landſchaft zu denjenigen Höhen, die unſern Augen eine große Rundſicht boten, und auf ihnen ſuchten wir das Entfernteſte. Wir ſprachen nicht viel und nichts Bedeutſames, wir machten uns auf entfliehende Rehe im Unterholz, auf weit über Dörfern hinwandernde Wolken, auf funkelnde Lichter in fernen Kirchtürmen, Grabſteinen und Teichen aufmerkſam. Zuweilen küßten wir uns, aber unſere Küſſe waren wie ein fernher klingendes Weinen.

Als wir ſo eines Tages wieder auf einem Bergesgipfel ſtanden, hart vor der großen ſüdlichen Tiefebene zu unſern Füßen, legte Chriſtine die dichtgelockte Schläfe an meine Schulter.

„Ich habe Heinrich heute geſagt, daß wir nicht heiraten werden.“

Ich ſchlug die Augen nieder.

„Jetzt ist er traurig?“

„Ich weiß es nicht. Ich kann nicht daran denken.“

„Woran kannst du denken, Christine?“

„An uns, Walther.“

Ich legte den Arm um ihre Schultern.

„Hast du Vertrauen?“

„Wirst du mich noch hassen?“

Ich drückte meine Stirn an diese Stirn, als wollte ich dort Einlaß begehren für die Ewigkeit.

„Als du das sagtest: von deinem Haß — ich wußte nicht, daß es solch einen Schmerz auf der Erde gibt.“

Wir stiegen höher hinauf, auf den nächsten der Berggipfel, immer in Serpentinen. Ich folgte Christine im Abstand, den Blick auf der leicht steigenden Gestalt. Oben auf dem Gipfel blieben wir schweigsam im Glück unsrer Vereinigung. Unsere Blicke folgten dem kreisenden Flug der ins Blau erhobenen Sperber über dem Fluß.

„Wie sie fliegen und schweben,“ sagte Christine.

8

Wer wollte noch weiterhin den Fortgang dieses Schicksals erkunden! Ich bin am Ende meiner Erzählung, ich bin am Anfang!

Daß du nicht enden kannſt, das macht dich groß,
Und daß du nie beginnſt, das iſt dein Los.
Dein Lied iſt drehend wie das Sterngewölbe,
Anfang und Ende immerfort dasſelbe,
Und was die Mitte bringt iſt offenbar
Das was zu Ende bleibt und anfangs war.

Niemand wird noch fragen, ob Chriſtine ihr Leben an meiner Seite gelebt hat.

Zu jeder Seelenſtunde meines Lebens habe ich dieſe Frau geſucht, zu jeder habe ich ſie verraten und verlaſſen. Sobald immer wir vereinigt waren, haben die Schickſalsmächte in meiner Bruſt uns auseinandergeriſſen.

Zwanzig Jahre ſpäter gingen Erwin Gaſt und ich im Tiergarten von Berlin ſpazieren, um die letzten lauen Tage der hinſcheidenden Jahreszeit zu genießen.

Erwin war ein Schriftſteller von europäiſcher Geltung geworden. Mit Ehrerbietung begrüßten ihn viele Menſchen, viele begrüßte er.

Vor einer Dame, die an uns vorübergeſchritten war, zog er überraſcht den Hut. Ich hatte ihr Geſicht nicht geſehen, nur ihren ſchickſalsergebenen, dennoch ſtolzen Gang.

„Wen haſt du gegrüßt?“ fragte ich zerſtreut.

„Erkannteſt du ſie nicht? — Chriſtine.“

Ich blieb ſtehen. Ich wandte mich nicht um. Ich ſah geradeaus ins Leere.

Nun erinnerte ich mich ihres Schrittes, mit dem ſie an mir vorübergegangen war: wie Virgils und Dantes Schritt vorübergeht an dem Ewig-Lauen.

„Mein Junge,“ ſagte Erwin lächelnd, „du haſt ſie nie geliebt.“

Ich antwortete nicht ſogleich. Ich nahm den Hut vom Kopf. Ich drückte die Hand an mein Herz.

„Wenn ich ſie nicht geliebt hätte — warum iſt mein Haar dann ſo weiß geworden? Und warum ſchlägt mein Herz jetzt ſo wild, als ginge es dem Tod entgegen?“

Ende.

Von

Wilhelm Speyer

sind erschienen:

Im Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35

Wie wir einst so glücklich waren. Novelle

Der Herzog, die Kokotte und der Kellner. Novellen

Das fürstliche Haus Herfurth. Roman

Gnade. Schauspiel

*

Im Verlag von Ullstein & Co., Berlin

Mynheer van Heedens große Reise. Roman

*

Im Musarion-Verlag, München

Karl der Fünfte. Drama

Der Revolutionär. Schauspiel

Er kann nicht befehlen. Komödie

*

Im Drei-Masken-Verlag, München

Rugby. Komödie

Digitized by Google

Wilhelm Speyer

Wie wir einſt ſo glücklich waren

Novelle

Der junge Dichter hat hier ſeine ganze Kraft und Wärme in einem kleinen, innigen, rein geſtimmten Werkchen gezeigt, das man nicht ohne Bewegung leſen kann. Eine ſammerliche Jugenderinnerung, ſcheinbar abſichtslos und ſelbſtvergeſſen hingeſummt, in Wahrheit überlegt und nahezu meiſterhaft vorgetragen, ein ſtiller Blick in begiänzte Lande der Jünglingsjahre hinüber, ein Denken an vergiühte Tage früher Liebesſtürme, an Knabentrotz und erſte Mannesgedanken, an die erſte Liebe und an die leichte, liebe, noch halb kinderhafte Art von Freundſchaft, die man nur als Jüngling erleben kann. Das ſteht in heilen Farben, als die Legende eines ſchönen Sommers, von einem Künſtler gemalt, dem Wehmut der Erinnerung und Freude am ſchönen Stoff die Stimmung miſchen. Es iſt eine reine, echte Dichtung.

Hermann Heſſe in der Neuen Zürcher Zeitung

★

Das fürſtliche Haus Herfurth

Roman

Dieſe Romandichtung iſt von ſeltener Art, nicht allein, nicht in erſter Linie der gezeigten Kunſt wegen, obwohl Speyers Buch an Sicherheit und Fülle der Geſtaltung von keinem erzählenden Werk der Jüngſten übertroffen, von wenigen erreicht wird, ſondern kraft ſeiner Abſichten, ſeines mächtigen Willens, kraft ſeines reichen ethiſchen Radikalismus.

Bruno Frank im Berliner Tageblatt

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06454 2429

Digitized by Google